Kleine

Prosaische Schriften,

vom

Verfasser des Moriz.

Erstes Bändchen.

Weimar, 1788.
in der Hoffmannischen Buchhandlung.

Coburger Landes-Bücherei

Landesbibliothek
Coburg

Vorbericht.

Diese kleinen Aufsätze sind seit zwey oder drey Jahren nach und nach im Deutschen Merkur und Museum einzeln erschienen. Vielleicht bin ich zu zärtlich gegen diese meine Kinder, die vielleicht in eben dem Monat, worin sie gebohren wurden, zu sterben und nie wieder erweckt zu werden, verdient hätten: indessen, wenn ich diese väterliche Mühwaltung nicht übernommen hätte, so hätte es ein schmutziger Nachdrucker, der schon andre meiner Aufsätze häßlich verunstaltet hat, unberufen

statt meiner gethan. Wenigstens gewinnen die Leser, die Unterhaltung suchen, bey dieser selbstveranstalteten Ausgabe so viel: daß die Aufsätze von neuem durchgearbeitet, verbessert, und richtig und sauber abgedruckt sind, mithin weder ihrem Geschmacke, noch ihrem Auge, so unbehäglich und widerlich seyn können, als die unsaubre Arbeit eines privilegierten Kaiserlichen oder Fürstlichen Großhändlers mit gestohlnen Waaren. Weimar den 3. April. 1788.

Friedrich Schulz.

I. Kin-

I.

Kinderstreiche meiner Phantasie.

I.

Kinderstreiche meiner Phantasie *).

Ich hatte bis in mein vierzehntes Jahr eine Erziehung erhalten, die mich zu jedem Stande geschickt machte. Aber meine Hauptneigung gieng um diese Zeit aufs Studieren. Ich konnte mir nichts reizenderes denken, als in einem weiten schwarzen Talar

 auf

*) Dies sind Geständnisse eines alten Biedermannes, der sich wundern würde, wenn er sie gedruckt sehen sollte. Aber er wünschte einmal selbst, daß er den Roman seines Lebens schreiben könnte, und glaubte, daß er für Jung und Alt nicht ohne Nutzen seyn würde. Ich war eben der Meynung, und skizzirte nach und nach die Hauptsprünge seiner Seele, wie er sie zu nennen pflegte.

auf der Kanzel zu stehen und die Gemüther meiner Zuhörer nach Belieben zu rühren oder zusammenzuschütteln. Mein großes Vorbild war der Pfarrer unseres Dorfes, ein Mann von unerschütterlicher Redlichkeit, Sanftmuth, väterlicher Güte, den seine Gemeinde auf den Händen trug, und den sie als leiblichen und geistlichen Arzt, als Vater, Erzieher und Friedestifter liebte und schätzte. In seine Fußtapfen mit der Zeit zu treten, schien mir das höchste Glück auf Erden.

Mein Vater brachte mich also auf eine öffentliche Schule. Auf einmal lebten ganz neue Ideen und Bilder in meiner Phantasie: die alten erloschen nach und nach, oder drängten sich in eine neue Form zusammen. Auf unserer Schule wurden die klassischen Autoren mit Enthusiasmus getrieben. Unser Rektor setzte das Nonplusultra aller Gelehrsamkeit in Commentare über alte Schriftsteller. Dabey war er ein freundlicher Mann;

ich

ich hatte die Erlaubniß, so oft zu ihm zu kommen, wie ich wollte, und jedesmal traf ich ihn bey einem alten Schriftsteller an; jedesmal war er ein warmer Lobredner der Philologie, und ließ nicht ab, mich zu ermahnen, in diesem Fache vorzüglichen Fleiß anzuwenden. Sein Beyspiel hatte schon mehr als zu viel Autorität über mich. Ich arbeitete Tag und Nacht um Lateinisch und Griechisch zu lernen, und hatte bald die Befriedigung, meinen Fleiß öffentlich rühmen zu hören. Nun hielt mich nichts mehr! Wenigstens ein Grävius und Burmann mußt du werden! dachte ich, und machte nun alle Anstalten dazu. Ich nahm einen Bogen Papier, schrieb ein Kapitel aus dem Cornelius Nepos ab, und ließ unten Platz zu Noten und Commentar. Mit unsäglicher Mühe und eisernem Fleisse brütete ich über diesem Küchlein; aber als es entwickelt war, sagte mein Rektor: es würde nicht lange leben, es wäre zu früh ausgekro-

chen! Man denke sich mein Staunen. Mit so viel Fleiß und Mühe nichts Gesundes hervorgebracht zu haben — das war bitter! Meine hohen Ideen von der Commentatorschaft erlitten einen grossen Stoß!

Dazu kam, daß mich mein Vater in den Osterferien zu sich auf das Land holte. Ich war wie von neuem geboren. Die schöne, unangesteckte, heitere Landluft, das Wandern zwischen grünen Saaten, unter blühenden frischen Bäumen, das junge Vieh — kurz die ganze neubelebte Natur hatte für mich einen Reiz, den ich nicht beschreiben kann. Es kam mir kein Gedanke ans Commentieren ein. Mein Wunsch, mit der Zeit die Herzen meiner Zuhörer zu rühren, war auch nicht lebhaft mehr: das Commentieren hatte ihn niedergedrückt, und der Tod des alten Predigers, der mein grosses Vorbild war, kam dazu. Ein jüngerer trat an seine Stelle: er gefiel der Gemeinde nicht, meinem

nem Vater nicht — mithin auch mir nicht. Kurz, meine Neigung zur Kanzel gieng gänzlich verloren.

Die Ferien neigten sich zum Ende. Mir ward bange. Predigen und Commentieren — beydes hatte keinen Reiz mehr für mich. Ich ward mit jedem Tage niedergeschlagener, und mein Vater erkundigte sich endlich nach der Ursache. Es war an einem schönen, heitern Frühlingsmorgen, der Himmel, das Feld, die Fluren — alles bemächtigte sich meiner Phantasie so stark, daß ich mich nicht mehr halten konnte. Zuerst klagte ich über das alte finstere Schulgebäude in der Stadt, über den engen Zustand, worin ich daselbst lebte, und endlich gestand ich rund heraus: ich hätte nicht Lust zum Studieren.

Mein Vater wunderte sich; ließ mir aber meinen Willen, denn er sahe es im Grunde lieber, wenn ich bey der Wirthschaft blieb. Von dem Tage an ward ich Oekonom. Ich

ritt, sahe säen, pflügen, Holz fällen, und war bey allen ländlichen Arbeiten mit Lust und Liebe. Aber die schöne Jahreszeit dauerte nicht immer. Es traten schwüle, unerträglich heisse Tage ein; der junge Oekonom mußte dennoch aufs Feld, mußte sich ausbraten lassen und durfte nicht muckſen, wenn man ihm nicht alle Talente zum Landwirth absprechen sollte. Nun wünschte er sich in den finstern, aber kühlen Kreuzgang der alten räuchrigen Schule zurück, und hätte alles hingegeben, wenn er in dessen Kühlung hätte studieren können. Schon diese und dergleichen Wünsche und Empfindungen waren ein übles Vorzeichen für die Oekonomie. Plötzlich gefiel es einem Gewittersturm, zwey meiner Lieblinge, schlanke, schöne Eichbäume, zu zerreissen: ich schwieg und war mißmüthig. Nach vier Wochen kam ein Hagelschlag, und verdarb die Saat, die ich mit so vieler Sorgfalt pflegen und jäten half, an deren sprossen-

den

den Aehren ich mich so innig ergötzt hatte. Sie ward bis auf die Wurzel zerschlagen, und ich mußte sie umpflügen lassen. Mein Vater wimmerte; ich weinte. Darauf kam großes Wasser, überschwemmte meine blühenden Wiesen; und als es wegtrocknete, war mein fetter Klee verschwemmt, und einige meiner Schaafe, die davon gefressen hatten, starben: „Das ist nicht auszuhalten!" sagte ich zu meinem Vater. „Ja, es ist auszuhalten — erwiederte er — oder rechnest du die Hoffnung, daß uns Gott diesen Schaden übers Jahr zehnfach ersetzen werde, für nichts?" — Ich schüttelte den Kopf. Meine Neigung zur Oekonomie war verschwunden. Ich that alles, was noch im Felde zu thun war, mit Unmuth und Widerwillen. Mein Vater bemerkte es, und stellte mich zur Rede. Ich wollte nicht Oekonom bleiben. „Was willst du denn?" — Das wußt' ich noch nicht.

Aber

Aber ich erklärte mich bald. Wir hatten einmal Besuch von einem benachbarten Amtmann, der sich eine schöne goldene Repetieruhr aus Leipzig mitgebracht hatte. Er zeigte sie uns, und keinem gefiel sie so als mir. Solch ein Werk zu verfertigen, schien mir die Gränze aller Wissenschaft, und diese Gränze wollte ich erreichen. Ich sagte zu meinem Vater: ich hätte Lust ein Uhrmacher zu werden, und schwindelte ihm in einer Art von Begeisterung Worte vor, die mein Glück nur halb ausdrückten, wenn er mich diese Kunst wollte lernen lassen! Auch diesmal war mir mein Vater zu Willen.

Ich kam zum Künstler. Alles, was ich bey ihm sahe, setzte mich in Erstaunen: alles fachte meine Begierde an, mit ihm zu arbeiten. Das Künstlichste gefiel mir am besten, und schon am ersten Tage bat ich ihn dringend, mich ein Kammrädchen machen zu lassen. Mein Lehrherr lächelte und meynte,

damit

damit hätt es noch Zeit. Ich sollte erst grö⸗bere Arbeit versuchen — und ich wollte ge⸗rade feinere machen. Das war mir schon zuwider. Halbe Tage lang mußte ich ihm oder seinem Gesellen zusehen — das war mir zuwider. Wenn gegessen wurde, stand ich mit den andern Lehrpurschen, und der Herr und Gesell sammt der Familie saßen — das war mir zuwider. Ich hatte Arbeit, die mein Herr grob nannte, noch zu grob gemacht: er gab mir Verweise — das war mir zuwider. Ich würde nicht fertig, wenn ich alles herstellen wollte, was mir schon in den ersten acht Tagen zuwider war. Um mir die Kunst vollends zu verleiden, kamen von Zeit zu Zeit blinde Uhrmacher zu mei⸗nem Herrn und bettelten. O, wie oft wünsch⸗te ich zwischen meinen Saaten zu seyn, auf meinem Pferde zu reiten, mein Vieh zu füt⸗tern! Ich härmte mich ab und verblühete; meine Gesundheit schwand mit meiner Mun⸗terkeit. Je höher mein Widerwille gegen

die Kunst stieg, desto derber wurden die Verweise meines Herrn. Was sollte ich machen? In gewissen Stunden schämte ich mich vor mir selbst und stellte ganz vernünftige Betrachtungen an; aber der Schluß war immer: in jedem andern Stande würde ich aushalten, nur nicht in meinem jetzigen. Und doch wagte ich es nicht, mich meinem Vater zu entdecken, weil der meiner veränderlichen Gemüthsart satt und überdrüssig seyn mußte.

In den langen Winterabenden vertrieb ich mir die Zeit mit Büchern. Ich gerieth auch über den Robinson Crusoe. Sein Charakter hatte ausserordentlich viel Aehnliches mit dem meinigen. Ich gewann ihn bald lieb, und wünschte nichts sehnlicher, als seine Fata zu haben. Seine gefährlichsten Begebenheiten hätte ich gerade am liebsten gehabt. Meersturm zu erleben, vor Menschenfressern in beständiger Angst zu seyn,

als

als Sklav zu entwischen, auf einer wüsten Insel, in einer Hütte von lebendigen Gebüschen, mit einem Papagey zu leben, schien mir das beneidenswertheste Loos eines Sterblichen: und die Folge dieser Einbildung war, daß ich mit einem Bündel unter dem Arme plötzlich verschwand.

Man mußte gerade so wenig Welt- und Menschenkenntniß haben, als ich, um mit so unaussprechlichem Vergnügen die Ketten zu zerbrechen, und getrosten Muthes immer nach einer Seestadt zuzuwandern. In den ersten acht Tagen war niemand glücklicher, als ich. Noch bis diese Stunde erinnere ich mich an die unbeschreibliche Wohllust, die ich empfand, wenn ich nach einer unruhvollen, beschwerlichen Tagereise ein Nachtlager fand, mich satt aß, und dann ruhig einschlief, um die Träume schlafend fortzusetzen, die mich wachend so angenehm beschäftigt hatten. Aber in der zweyten Woche

traten schon Wehen ein. Ich hatte meinen Marsch zu sehr forcirt, um meinen Füssen nicht Ueberlast zu thun. Sie wurden mit jedem Tage verdrossener, und was noch das schlimmste war, mein Geld fieng an auf die Neige zu gehen. Nun sparte ich. Je matter ich ward, desto weniger hatte ich aufzuwenden, um mich an Essen und Trinken zu erholen. Indessen ward mir auch diese Lage noch interessant, wozu wohl eine Dosis Eigenliebe, daß ich, trotz allen diesen Hindernissen, doch Muth genug hatte meinen Stab weiter zu setzen, nicht das wenigste beytrug.

Es kam endlich so weit, daß ich förmlich betteln mußte. „Nichts ist süßer als Bettelbrod!" sagt man, und ich habe diesen Spruch bewährt gefunden. Ohne Geld in einer Welt fortzukommen, die keine Hand rührt, wenn sie nicht Münze sieht — das war für meine Eigenliebe sehr schmeichelhaft, und ich foderte tausend Andere im Triumph

auf,

auf, ob sie mir das nachmachen könnten! Ich kam endlich abgerissen und hungrig in Hamburg an, und machte nun das erstemal die Bemerkung, daß die Leute in den Städten nicht so gutherzig seyen, als auf dem Lande. Ich kam in drey Gasthöfe; in keinem wollte man mich beherbergen. Ich klopfte an zehn Thüren, und bekam erst an der eilften einen Zehrpfennig. Jeden andern hätte dieses niederschlagen können, aber mein Muth wuchs mit jedem Hinderniß. Die wüsten Inseln mit ihren unermeßlichen Schätzen kamen vor meinen Augen nicht weg. Je trüber und abschreckender mir der Horizont in Hamburg ward, desto lebendiger und heller ward er mir auf den lachenden Fluren der Insel, auf welche ich verschlagen zu werden hoffte.

Den zweyten Tag meines Aufenthalts in Hamburg wandte ich mich an einen Mann, den ich für einen Schiffer ansah, und er-

klärte ihm mein Verlangen, nach Ostindien zu gehen. Ich unterließ nicht, ihm zu schildern, was ich für grosse Hoffnungen auf solch eine Reise setzte. „Kann Er sich Proviant schaffen?“ sagte der Mann. Ich stutzte. „Nu, Er muß doch erst nach Amsterdam, eh' er nach Ostindien kann? (fuhr der Schiffer fort) von hier sind schon alle Schiffe fort: wenn er sich auf vierzehn Tage verproviantiren kann, will ich ihn für ein Paar Mark mitnehmen“ — Ich erstaunte, daß man sich verproviantiren mußte — und hatte Ursache dazu, denn mit zwey Schillingen konnte ich das nicht; das war meine ganze Habe: und nun noch ein Paar Mark Fracht!

Der Schiffer nahm sich nicht die Zeit auf meine Erholung zu warten. Ich lief hinter ihm her, bat und flehte, er sollte mich nur mitnehmen, ich wollte alle Arbeit thun, die er von mir verlangte.

„Mensch

„Mensch — sagte er — Er muß noch nicht wissen, was Wasserarbeit ist: seine Händchen da — die bleiben mit Haut und Knochen am Tau kleben: geh Er wieder hin, wo er hergekommen ist: es ist besser für ihn!“ — Ich stellte mich erstaunlich stark, und erzählte ihm Heldenthaten, die meine Arme verrichtet hätten. Er gerieth darüber ins Lächeln; und mein anhaltendes Bitten vermochte ihn endlich, mich, wie er sagte, aus Gnade und Barmherzigkeit mitzunehmen.

Den folgenden Tag giengen wir unter Segel. Denken kann ich mir mein damaliges Entzücken noch wohl; aber es zu beschreiben ist mir unmöglich. Den ersten Tag gieng alles unvergleichlich; aber um Mitternacht erhob sich ein rascher widriger Wind, der eine Welle nach der andern über unser Schiff spühlte. Wenn so eine Woge im Anmarsch war, ermangelte ich nicht jedesmal

hurtig ins Schiff zurückzukriechen. Mein Schiffer bemerkte das: „O, sagt' er, Umsonst ist todt! 'Raus und arbeite!" — Ich mußte aufs Verdeck. Himmel und Erde, wie ward mir! Jeden Augenblick glaubte ich in die See zu stürzen: meine Hände erklommen an den Tauen, und meine Füsse standen bis über die Schenkel im Wasser. Nun sahe ich also einen Sturm, den ich so sehnlich gewünscht hatte. Und das wäre nur eine Tasche voll Wind! sagten die Matrosen. Wie wird das werden in der offenbaren See! dachte ich, wo die Orkane wüthen? Kurz, diese erste Nacht war ich schon des Sturmes satt und müde, und ich konnte nicht umhin, meine Phantasie nach meines Vaters Guthe zurückfliegen, und sie auf den dortigen schönen Wiesen und Auen herumflattern zu lassen. Es schien mir auf dem traurigen Verdecke, von Wind und Regen bis in mein Innerstes durchdrungen, hungrig, durstig, abgemattet, nichts in der Welt angenehmer,

als

als auf dem festen Lande, bey irgend einer stillen sitzenden Handthierung mein Leben hinzubringen, und ich wünschte nichts sehnlicher, als in Amsterdam zu seyn, um mich zu einem Uhrmacher zu begeben, ihm meine ganze Lage zu entdecken und ihn zu bitten, daß er mich in die Lehre nehmen möchte.

Diese Ideen setzten sich während unsrer Reise immer mehr bey mir fest, und mußten es wohl, da mir der Schiffer in meiner Arbeit nichts nachsah. Dazu kam Seekrankheit. Ich glaubte meinen Magen ausschütten zu müssen — und meine Kameraden lachten desto herzlicher, je trostloser mein Zustand wurde. Niemand sah sich nach mir um; mein Schiffer begnügte sich mir zu sagen: ich sollte mir nur nicht einbilden, daß ich krank wäre, dann würde ich von selbst besser werden!

Alles dies verleidete mir die Seefahrten bis zum Ekel. Mein erster Schritt ans Land deutete auf Flucht. Ich hatte mein Bündel geschnürt, und entfernte mich aus allen Kräf-

ten vom Schiffe. Mein erster Wunsch war nun, einen Uhrmacher zu finden. Ich war so glücklich gerade an einen deutschen zu kommen. Nachdem ich ihm eine Generalbeichte abgelegt hatte, sagte er: **ich halte nichts von Leuten, die aus der Lehre laufen!** Man muß mein reizbares Herz haben, um sich den Zustand zu mahlen, worin ich mich jetzt befand. Zum Glück war ein junger Herr bey dem Uhrmacher, der sich Uhren aussuchte. Er hatte meinen Antrag und den darauf erhaltenen Bescheid angehört, und trat näher. Mein Gesicht schien ihm zu gefallen. Er fragte mich, ob ich lesen, schreiben und rechnen könne? Ja, erwiederte ich freudig, (denn auf diese blosse Frage bauete meine Einbildungskraft schon wieder Luftschlösser). Er nahm mich mit, und stellte mich seinem Vater vor. „Ein Landstreicher?" sagte dieser; und ich dachte vor Schrecken zu Boden zu sinken. Ich sahe ihn mit Thränen n den Augen an, und erzählte ihm nach und

nach meine ganze Geschichte mit der strengsten Wahrheit. Mein ganzes Wesen mochte ihn wohl überzeugen, daß ich keiner der bösartigen Vagabunden sey: er versprach, mich als den Bedienten seines Sohnes bey sich zu behalten, wenn ich mich gut aufführen wollte. Ich wurde von Kopf bis zu Fuß neu gekleidet, und meine jetzige Lage schien mir die glücklichste, die es auf der Welt geben könnte. Man setze sich in meinen damaligen Zustand — wo ich vom Uhrmacher so kurz abgewiesen, und dadurch aller meiner Hoffnungen so auf einmal beraubt ward — und sehe sich nun plötzlich in Vollem, auf festem Lande, bey gutem Essen und Trinken, guter Kleidung, und in der Liebe seines Herrn — ob dies nicht ein Glück war, welches ich mit meiner ganzen Phantasie nicht umspannen konnte?

Es ist sonderbar, daß in trüben, düstern Tagen die Farben der Phantasie um so heller

und lebendiger sind. An einem solchen Tage stellte ich mir das Vergnügen noch einmal recht lebhaft vor, welches ich auf meiner Reise nach Hamburg unter Hunger, Mangel und Betteley empfunden hatte — und (sollte man es denken?) mein jetziger Zustand gefiel mir nicht einen Augenblick mehr. „Was es für ein Vergnügen seyn müßte — dachte ich — alle die Bäume wieder zu sehen, wo ich ein erbetteltes Stück Brod mit so grossem Appetit verzehrte; die Hecken wieder zu finden, wo ich vor den Sonnenstrahlen geschützt, zu halben Tagen so süß schlummerte, und mit neuem Muth wieder erwachte! Auf diese Art schwebte alles, was mir begegnet war, im himmlischen Sonnenlicht, meiner Seele vorüber; und selbst die glücklich überstandene Seefahrt hatte einen Reiz für mich, dessen Wesen sich nur Leute von meiner Gemüthsart denken können.

Darf ich es gestehen? — Ich foderte meinen Abschied. Mein junger Herr gab

ihn mir in bitterem Unmuth; aber sein Vater nahm mich in die Presse. Er kannte meine sonderbare Denkart, und ermangelte nicht, mir eine so lebhafte Schilderung davon zu machen, daß ich selbst über die Planlosigkeit, mit welcher ich zu handeln gewohnt war, erschrack. Ich versprach ihm zu bleiben; und mein Herr nahm mit Vergnügen den Abschied zurück, den er mir in der ersten Anwandelung seiner Heftigkeit zugeworfen hatte.

Mein junger Herr war der einzige Erbe seines Vaters, eines sehr reichen Kaufmanns. Es ward nichts gespart, seinen Geist und Verstand auszubilden. In jeder Wissenschaft und Kunst hatte er Lehrer. Er erlaubte mir bey ihren Lectionen zugegen zu seyn, und nach und nach fand sich ein starker Geschmack an Büchern, besonders aus dem Fache der schönen Wissenschaften bey mir ein. Wir wetteiferten in Prose und

Ver=

Versen; und der Unterschied zwischen meinem und seinem Stande verlor sich beynahe völlig. Es war thörigt über meine jetzige Lage zu klagen; und doch ließ ichs daran nicht fehlen. Meine Einbildungskraft schweifte über See und Länder hinaus, und es war Zeit daß sich der Vater entschloß, meinen jungen Herrn nach Deutschland zu schicken, daß er einige Jahre auf einer dortigen Universität zubringen sollte: sie wäre sonst mit mir heimlich davon gegangen.

Die Zeit unsrer Abreise rückte heran. Der Vater erklärte mir, daß ich seinen Sohn nach Göttingen begleiten sollte: aber nicht als Bedienter, sondern als Gesellschafter, und mit meinem freyen Willen, daselbst in irgend einer Fakultät zu studieren. Alle dazu erforderliche Kosten würde er tragen. Ich dankte ihm mit dem gerührtesten Herzen und unter dem festen Vorsatz, sein gutes Vertrauen nicht Lügen zu strafen. Und nun

konnte ich die Zeit nicht erwarten, wo wir nach Göttingen kommen sollten. Wir giengen in einem sehr bequemen Reisewagen mit Extrapost ab; aber weit gefehlt, daß mir diese bequeme Reise, wo es mir an nichts mangelte, hätte gefallen sollen! Jene nach Hamburg war mir unendlich angenehmer. Wenn mein Freund mir den Willen gelassen hätte, so wäre ich auf der vierten Station vom Wagen abgestiegen, und hätte den übrigen Weg zu Fuße gemacht.

Wir kamen in Göttingen an, und suchten uns Collegia aus. Wir wählten besonders historische, geographische und philosophische. Nichts gieng über den Fleiß mit welchem ich sie besuchte und zu Hause wiederholte: aber er hatte seine gegründeten Ursachen: denn mein Plan gieng auf nichts geringers, als binnen ein Paar Jahren selbst auf das Katheder zu treten und zu lehren. Gleich der erste Anblick eines Professors,

wie

wie er auf dem Lehrstuhle steht, und das Orakel von zahlreichen und wißbegierigen Zuhörern ist, machte auf mich den stärksten Eindruck; und besonders anziehend war mir der Gedanke, wie sich mein Vater freuen würde, wenn er auf einmal von einem Professor einen Brief bekäme, und dieser Professor wäre sein Sohn!

Aber vergebens! Meine kindische Einbildungskraft spielte mir von neuem einen Streich, und ich Geck, ließ es mir gefallen. Es kam eine Gesellschaft Schauspieler nach Göttingen: ich flog in ihre erste Vorstellung, (denn ich hatte noch kein Schauspiel gesehen) und kam berauscht und verzückt nach Hause. Was das für ein Leben seyn muß! dachte ich — So da zu stehen auf dem Theater, und dem Zuschauer Thränen und Lächeln wechselsweise abzulocken! — Gute Nacht, Professorschaft! Gute Nacht Kathederglanz! Ich kannte einen andern Stand! Einen himmlischen

lischen Stand, worin man durchaus unabhängig lebt, und geschätzt, gefeyert und bewundert wird!

Mein Freund sagte mir alles was Liebe und Freundschaft sagen können, um mich von meinem Entschluß abzubringen: aber meine Phantasie war einmal im Schwung, und nun war kein halten mehr. Indessen erhielt er doch so viel von mir, daß ich mein Vorhaben noch so lange aussetzte, bis sich die Gesellschaft von Göttingen entfernte. Vielleicht glaubte er dadurch mehr Zeit zu wiederholten Vorstellungen zu gewinnen, und mir am Ende meine Schauspielergrillen auszureden. Aber weit gefehlt! Es kam ein anderer Umstand hinzu, der mich gänzlich unheilbar machte.

Die Schauspielerin, welche die ersten Liebhaberinnen spielte, war ein frisches rosiges Mädchen, und schien mir gerade so tugendhaft und unschuldig, wie die Rollen, die

sie spielte. Bedurfte es mehr, um mir ihren Besitz als das höchste Erdenglück vorzuphantasiren? Der erste Trieb der Liebe erwachte in mir mit aller seiner Gluth! Nur sie sah ich in dem ganzen Getümmel, was mich umgab, nur für sie hatte ich Sinn und Gedanken!

Gab es einen glücklichern Menschen als mich, da ich ihr unter Zagen und Zittern erklärte, was ich für sie fühlte, und sie mir gestand, daß sie eben das für mich fühlte? Dies Geständniß kostete mich freylich einen ganzen neuen prächtigen Anzug, den sie so gütig war mit der unschuldigsten Offenherzigkeit von mir zu fodern, aber ich hätte tausend Leben hingegeben, wenn ich ihr einen Dienst damit hätte erweisen können.

In Hannover betrat ich das erstemal die Bühne in einer Bedientenrolle. Das machte freylich einen starken Absatz gegen meine Einbildungskraft, die mich als den

ersten Helden im Trauer- und Lustspiele hatte agiren sehen. Aber ich fügte mich darein, weil meine Liebe sagte: es gienge einmal nicht an, daß man gleich mit hohen Rollen debütirte. Ich ertrug es, so demüthigend es mir auch vorkam: denn sie erklärte sich zugleich, daß morgen, wenn ich wollte, unsere Verbindung durch Priestershand geschlossen werden könnte. Kein Glück gieng über das meinige! Ich konnte die Stunde nicht erwarten, wo der Priester kommen sollte. Er kam, verband uns; und ich gieng in die Brautkammer mit einer — Schwangern! Ich glaubte zu sterben, als sie mir mit der unerhörtesten Kaltblütigkeit diese Entdeckung machte, und sich fürs erste allen nähern Umgang verbat. Und das beste war noch, daß sie mir die Verheyrathung mit ihr als ein übergroßes Glück vorstellte! — „Welche Person, die in meiner Gage steht und meine Rollen spielt, sagte sie, wird sich mit einem

Akteur verbinden, der nur noch Anfänger ist, und lange Jahre arbeiten muß, eh' er zu größern Rollen gelangt?" — Wie mir da eigentlich zu Muthe ward, das denke man sich selbst! — Und als das Kind kam, mußte ich noch obendrein meinen Namen hergeben!

So war denn also die Erfüllung aller meiner heissesten Wünsche da! Ich war Schauspieler, und hatte die liebenswürdigste Aktrice zur Frau, hatte noch zum Uebermaaß meines Glückes, ein junges Söhnlein, das, wie die Mutter sagte, seinem Vater wie aus den Augen geschnitten war; und der Vater war bald Baron, bald Reichsgraf, bald Reichsfürst! Konnte es eine größere Ehre auf der Welt geben?

Ich gieng und hieng den Kopf. Meine Einbildungskraft hatte nun Zeit sich mit den süssen Scenen der Vergangenheit zu beschäf-

schäftigen; denn meine Bedientenrollen machten mir wenig Mühe, so wenig, wie meine Frau, die so billig war, von mir keinen Zeitvertreib zu verlangen. Es wimmelte immerfort an ihrer Toilette von jungen Herren, die mir alle — sehr wohlgefielen.

Dieser ganze Zeitraum meines Lebens war ein immerwährendes Ach! Ich kam meiner Frau sehr absurd vor. Wie sie mir vorkam, — das verschloß ich in mein Inneres. Mein ganzes Wesen nahm eine Bitterkeit an, die mir alle Lebenskräfte aussog. Ich hielt die Ketten, die mich an meinen gegenwärtigen Zustand fesselten, für unzerbrechlich und — sonderbar! — beschäftigte mich mit Aussichten und Träumen über ein künftiges, ewiges Leben!

Aber ich kam bald wieder zur wirklichen Welt herab. Es gefiel meiner Frau, mit

einem Edelmanne auf seine Güter zu ziehen und seine Beyschläferin zu werden. Ich härmte mich nicht darüber, so wenig als sie sich mag gehärmt haben. Auf einmal schien mir eine neue Sonne; ich war wieder frey wie vorher. Sogleich verließ ich Hannover, und setzte meinen Stab weiter. Anfangs hatte ich gar keinen Plan, was ich von nun an für einen Stand ergreifen wollte. Ich wollte nur blos eine so angenehme Wanderung antreten, wie die vor einigen Jahren nach Hamburg: und dieses Glück wurde mir in vollem Maaße zu Theil. Ich mußte noch mehr hungern als damals, und meine Einbildungskraft machte mich jetzt schon nicht mehr so satt, als in meinen frühern Jahren. Man ist gegen einen gesunden, ausgewachsenen Mann nicht so mitleidig, als gegen einen Knaben.

Ich wandte mich nach Berlin. Hier fühlte ich bald, daß ich irgend eine Handthie-

thierung würde ergreifen müssen, denn das Feuer brannte mir auf den Nägeln. Ich meldete mich bey dem dasigen Theater, man wollte mich nicht. Ich schlug an allen öffentlichen Oertern Zettel an, und erbot mich, in Sprachen, Geschichte und Geographie Unterricht zu geben: niemand verlangte mich! Ich both mich in einigen grosen Häusern zum Bedienten an: aber ich konnte nicht frisiren und rasiren. Eine Collekte, die man unter den Schauspielern für mich gesammlet hatte, war bis auf einige Groschen aufgezehrt. Welch ein Zustand, wenn ich meine wohlthätige Phantasie nicht gehabt hätte!

Einmal gieng ich in Gedanken verlohren vors Thor. Es war in der Exercierzeit. Auf einmal kam das Regiment Ziethen angesprengt. Da leibte und lebte alles! Die Husaren waren so schön geputzt, die Pferdchen so munter, so lustig! Meine Einbil-

dungskraft that ihre Pflicht. „Wenn's Krieg giebt, — raunte sie mir ins Ohr — ist unter den Husaren starkes Avancement!" Die schönen, glatten Offiziers gefielen mir. Ich gieng hin und meldete mich als Rekrut. Man nahm mich mit beyden Händen auf, und in wenig Minuten hatte ich das Glück, in solch einem glatten Jäckchen zu stecken, die mir vorhin so sehr gefallen hatten. Aber ich mußte Pferde füttern, striegeln und bürsten; mein Korporal war ein sehr unsanfter Mann, der mich nicht mit Güte im Reiten und Exercieren unterrichtete. Mein neuer Stand ward mir bald zur Last: und Krieg wollte auch nicht einbrechen; mithin hinkte es mit dem Avancement. Nun wünscht' ich wieder in Amsterdam, oder in Göttingen und Hannover zu seyn. Nun wünschte ich zu wissen, was meine Frau machte? Was hatte ich nicht alles zu wünschen!

Ich war jetzt in einem Käfige von dikkem Drath. Hindurch sehen konnte ich, aber nicht herausgehen. Indessen ward es noch schlimmer: man sagte mir ins Gesicht, ich sey ein schlechter Husar, und verkaufte mich unter das Regiment Anhalt nach Halle. Jetzt komme ich auf den Zustand meines Lebens, der mich endlich meiner Phantasie Meister machte. Ich blieb vierzehn Jahre in Halle eingesperrt, und darf sagen, daß ich nicht weiß, wie die Gegend um diese Stadt aussieht. Ich war in ihre Ringmauern verschlossen, und durfte keinen Schritt aus dem Thore, ausser wenn ich mit dem Regiment ausmarschirte, um zu exerciren. Ein trauriges, unglückliches Leben, und um so bitterer, da ich es mir selbst zu danken hatte! — Von hier aus schrieb ich an meinen Vater. Die Antwort, die ich von ihm erhielt, habe ich zum ewigen Andenken aufbewahrt. Ich kann sie jetzt noch nicht ohne Thränen lesen. Er

schloß etwas Geld bey; und von nun an ward meine Lage um ein Großes erträglicher; aber es konnte auch nicht fehlen, daß meine Einbildungskraft von neuem einen Schwung bekam. Diesesmal that sie mir die besten Dienste, denn sie half mir auf ein Mittel sinnen, aus meinem Gefängnisse zu entlaufen. Mein Hauptmann kannte mich gegen vierzehn Jahr als einen guten Soldaten, und gab mir immer mehr Vertrauen. Er nahm mich zu seinen Kindern, um ihnen Information zu geben. Ich gieng mit ihnen in der Stadt umher, aber aus dem Thore durfte ich nicht. Die Kinder waren sehr an mich gewöhnt, und wünschten mich auch bey sich zu haben, wenn sie aus der Stadt geführt wurden. Sie baten einmal ihren Vater so lange, bis er mir einen Thorpaß gab, und mir erlaubte, sie aus der Stadt zu führen. „Nun Kamerad, — sagt' er zu mir, als wir giengen, — sieh' zu, daß meine Kinder nicht

nicht zu Schaden kommen: um fünf Uhr erwarte ich euch zurück!" — Wir giengen. Eine halbe Stunde von Halle geht der sächsische Boden an: konnt' ich der Versuchung widerstehen? Wie wird sich mein Vater freuen — dacht' ich — wenn du ihn so auf einmal überraschest. In diesen Gedanken verdoppelte ich meine Schritte, und sobald ich in dem ersten sächsischen Dorfe war, sagte ich zu meinen Kleinen: lebt wohl, Kinderchen, kommt wohl nach Hause. Auf einmal verschwand ich, und ließ sie allein. Bey dem letzten Bayerischen Kriege habe ich einen von ihnen als Fähnrich gesprochen.

So war ich denn wieder auf dem Boden meines Vaterlandes. Ich marschirte Tag und Nacht, und kam noch gerade zur rechten Zeit, um meinem Vater die Augen zuzudrücken. Er sahe mich an und verschied. Sein Gütchen fiel mir zu, und nun hatte

ich Rasttag. Ich bin nun sechzig Jahr alt, und denke hier zu sterben. Ich sehe sehr klar ein, daß ich meiner Einbildungskraft alle meine Unfälle zu danken habe, und daß ich, so lange ich sie herrschen ließ, nicht die besten Wege zur Ruhe betrat, und doch habe ich sie noch nicht so ganz am Zügel. Da mich das närrische Ding nicht mehr auf der Erde umher jagen kann, hebt sie mich zum Himmel, und berauscht mich mit dem Anblick von Freuden, die kein menschliches Auge gesehen hat, — und das ist doch wohl der beste Dienst, den sie mir thun konnte?

II.

Eine höchstseltsame Naturerscheinung.

II.
Eine höchstseltsame Naturerscheinung.

M. am 24sten Febr. 1784.

Sie mögen gerne der Natur auf ihren versteckteſten Wegen nachgehen, mein lieber ** und sich mit den unendlichen Gestalten, Abstuffungen und Sonderbarkeiten, die sie hervorbringt, unterhalten. Eine wahrhaft fruchtbare Beschäftigung für den denkenden Kopf! Hier haben Sie einen Beytrag zur Naturforschung, dessen Gegenstand Ihnen sehr seltsam und merkwürdig vorkommen wird.

In einer der hiesigen Vorstädte wohnt eine Familie, die aus drey Schwestern besteht. Das vierte Glied derselben ist ein Geschöpf, welches sich weder unter eine der Menschen- noch der Thier-Klassen setzen läßt. Es hat eine menschenartige Gestalt, und frißt und handelt wie ein Thier. Wenn

ich

ich nicht durch das Studium der Naturgeschichte abgehärtet wäre, so hätte mich bey dem Anblick desselben ein Grausen durchschüttern müssen.

Dieses wissen die drey Schwestern, und darum hält es schwer, dies Geschöpf zu sehen zu bekommen. Sie halten es in einer Hinterstube entfernt, und haben schon seit Jahren ins Publikum zu verbreiten gesucht, es sey todt. Ich erfuhr aber, daß es noch lebte, und gab mir die möglichste Mühe, es mit eigenen Augen zu sehen. Der Ruf machte ein groses Ungeheuer daraus; aber ich fand es noch fürchterlicher, als es mir war beschrieben worden.

Man führte mich in eine kleine Stube hinten im Hofe. Bey dem Eintritte schlug mir schon ein widerlicher Geruch entgegen, der noch schlimmer ward, als ich näher trat, um einen ungestalteten Fleischklumpen

zu

zu betrachten, der auf einer Matraze ausgestreckt lag. Das Geschöpf hatte einen unnatürlich dicken Kopf, auf welchem nur hie und da einige Zöpfchen blonder Haare zu sehen waren. Die Stirne war breit und flach wie eine Ochsenstirne, aber glatt und ohne die mindeste Runzel. Augenbraunen hatte es gar nicht. Die Nase war volle zwey Zoll breit, und schien so breit gedrückt zu seyn. Sie hatte nur ein Loch, das andere war mit dem Scheideknörpel zusammengewachsen. Die Oberlippe fehlte ganz; aber zu deren Ersatz sahe ich eine schöne, dichte und weisse Reihe von Oberzähnen, die aber ungewöhnlich breit waren. Die Unterlippe war rund und sehr dick, aber blau und häßlich. Gleich unter dem Kinne stand ein Fleischgewächs, größer als ein gewöhnlicher Kropf, aber hängend und schlaff. Nahe unter demselben erhob sich eine hohe gewölbte Brust. Ein paar kleine, runde Tetons, wie eines vierzehnjährigen Mädchens,

(das Geschöpf ist weiblichen Geschlechts) schwebten hier auf und ab, und dicht unter ihnen wölbte sich ein hoher Bauch, wie einer schwangern Weibsperson. Die Füsse waren krumm, und giengen einwärts. Zehen fand ich gar nicht sie waren zusammengewachsen. Eben so ihre Finger. Ihre Arme waren dünn und ungestaltet. Der Knochen schien nur mit einer dünnen, gelben Haut überwachsen zu seyn. Sonst war das Ganze mit einer hochgelben Farbe tingirt, die es unbeschreiblich häßlich machte.

Das Geschöpf schlief gerade, und ich äusserte gegen das Kammermädchen, meine Führerin, den Wunsch, es wachend zu sehen. Sie sagte: ich sollte nicht erschrecken, und rüttelte es. Plötzlich schlug es die Augen auf, mit einem Geschrey, das mein Innerstes durchschnitt. Es war das natürliche Blöcken eines Kalbes, und dabey schlug es mit Händen und Füssen um sich. Um es

zu

zu beruhigen, setzte das Mädchen eine flache Schüssel mit Brey, von Milch und geriebener Semmel, ihm dichte vor den Mund. Es schien zu riechen, und sogleich fiel es mit zugedrückten Augen und mit dem ganzen Kopfe in die Schüssel, und schlappte, nach Hundesart, die Milch auf. Wenn ihm Semmel zwischen die Zähne kam, so käuete es und hob dabey den Kopf ein wenig aus der Schüssel empor. Es war ein scheußlicher Anblick.

Das Geschöpf ist so gierig, daß man ihm die einmal hingesetzte Schüssel nicht nehmen kann, ohne daß es ein fürchterliches Geblöck erhebt, und mit Händen und Füssen um sich arbeitet. Ich hatte einen kleinen Hund bey mir, welchen der Geruch der Milch anlockte. Ehe er sich an die Schüssel wagte, gieng er dreymal um das Geschöpf herum, und als dieses nicht wich, fieng er an zu bellen. Es schien zu horchen, ließ

sich' aber übrigens im Lecken nicht hindern, und hörte nicht eher auf, bis die ganze Schüssel leer war; und da noch schnupperte und leckte es auf dem Boden.

Darauf blöckte es von neuem, aber nicht so stark als vorher, sondern so schwach und schwer, ungefähr wie die Stimme eines Betrunkenen, der seine Zunge zu schwer und seinen Magen zu voll fühlt. Nun fieng es an sich von einer Seite auf die andere zu werfen und zu wälzen und dabey mit Händen und Füssen auszuschlagen. Das Mädchen sagte: so mache sie es immer wenn sie gegessen hätte, schien auch öfters zu lächeln, welches ich aber diesmal nicht bemerkte. Vermuthlich ist das ein Wohlbehagen nach gestilltem thierischen Bedürfniß.

Es schien darauf, als wenn es wieder einschlafen wollte, aber dies geschah nicht.

Es

Es wälzte sich stärker als vorher, und gerieth endlich von seiner Matraze auf den harten Boden. Dies schien es nicht zu fühlen; vielmehr setzte es diese Bewegungen lebhafter fort, als vorher, und verlor am Ende den Mantel oder das Tuch, worein es gewickelt war, gänzlich, so daß es nackend vor mir lag; denn es leidet kein anschliessendes Kleidungsstück am Leibe; und wirklich wüßte ich nicht, was für eins sie ihm anziehen wollten, da es sich gewöhnlich auf dem Bauche oder auf Händen und Füssen von einem Orte zum andern wälzt und schleppt.

Hunger hat es beständig; und wenn man ihm stündlich eine Schüssel voll hinsetzte, so würde es nicht eher ablassen, als bis sie auf den Grund ausgeleert wäre. Gewöhnlich frißt es täglich sechsmal, und ein ungestümes Geschrey kündigt ziemlich genau die Stunde an, wo es zu essen haben muß.

 Brod,

Brod, Fleisch und Hülsenfrüchte mag es gar nicht. Wenn man ihm davon vorsetzt, so ißt es zwar eine Zeit lang, scheint aber auf einmal zu schmecken, daß es nicht seine gewöhnliche Kost ist, und dann erhebt es ein grosses Geschrey, welches nicht eher nachläßt, als bis es Milch und geriebene oder eingeweichte Semmel bekömmt. Dieses Gericht muß deshalb immer bey der Hand seyn; denn öfters macht es mitten in der Nacht oder früh morgens mit seinem Geschrey das ganze Haus wach, und hört nicht eher auf, bis man ihm zu essen gebracht hat.

Uebrigens kann es nicht reden, nichts als blöcken. Hören kann es auch nicht recht; denn ich machte den Versuch und trat neben ihm stark auf den Boden, schlug auch mit einem Röhrchen auf einen dabeystehenden mit Leder überzogenen Stuhl, aber es schien nicht zu erschrecken. Doch soll es jedesmal

desmal horchen, wenn die Thüre aufgeht; und das Mädchen wollte bemerkt haben, daß ihm immer ein helles Wasser aus dem Munde gienge, wenn es die Thür aufmachen hörte. Und das ist wohl natürlich, da die Thür nur dann aufgeht, wenn man ihm zu essen bringt. Die übrigen Schwestern bekümmern sich nicht um dasselbe — und auch ich mag es nicht wieder sehen.

Noch erkundigte ich mich nach vielen Umständen, um aus deren Zusammensetzung zu schliessen, ob das Mondkalb nicht irgend etwas menschenartiges, ob es auch andere Begierden und Triebe, als den thierischen Heißhunger zeigte; aber ich bekam keine Auskunft, theils weil das Mädchen dasselbe nur einigemal des Tages und zwar auf kurze Zeit sieht, theils, weil es ihr auch schon zu gewöhnlich geworden ist, um etwas auffallendes an ihm zu erblicken. Ich wünschte es wohl acht oder vierzehn Tage

beobachten zu können: aber das ist unmöglich. Ich hatte Noth genug, daß ich es einmal — nicht umsonst — sah; und ich kann es auch den drey Schwestern nicht verdenken, daß sie der Neubegierde den Zugang erschweren.

Den Sommer über haben sie das Geschöpf öfters in ihrem Garten, der mit einer hohen Mauer umzogen ist. Die Nachbarn waren auf das Blöcken aufmerksam geworden und hatten über die Mauer gesehen — die Schwestern beschwerten sich bey der Obrigkeit, und es ward den Nachbarn untersagt, was um so billiger war, da sich mehrere Neugierige und einmal ein ganzer Cirkel von Herren und Damen auf Leitern gestellt und über die Mauer gesehen hatten.

Darauf liessen die Schwestern ein bedecktes Lusthäuschen bauen, und es mit Rasen aussetzen, um die Misgeburt im Sommer da-

daselbst zu halten (denn der Geruch ihres Zimmers ist unleidlich und steckt das ganze Haus an, wenn die Thüre aufgeht) aber anfänglich hat sie darin durchaus nicht bleiben wollen, bis man endlich herausbrachte, daß sie die Sonne liebte. Man rückte also das Häuschen gegen die Sonne, und nun liegt sie tagelang da, und wälzt sich auf dem Rasen, wobey sie öfters aufblöckt, aber kurz und abgerissen, wie Freudengeschrey. Man hat öfters vergessen sie in ihr Zimmer zu tragen (so gewohnt kann man des Ungewöhnlichen werden) und hat sie den andern Morgen frisch und munter, und noch dazu unbedeckt wieder gefunden.

Eines kleinen Zuges muß ich noch erwähnen, der dem Kammermädchen vielleicht nur entfuhr. Wenn das Geschöpf an der Sonne liegt (besonders im Frühling) so wälzt es sich solange, bis es ganz entblößt ist, und dann stöhnt und drängt es, hat

kurzen Athem und scheint zu lächeln. Drängt? (sagte ich in aller Unschuld) das Mädchen ward über und über roth. Ich merkte nun wohl, was sie damit andeuten wollte. Diese Bewegungen, die das Thier macht, sind nichts anders als Aeuserungen des Naturtriebes, die man auch bey noch sehr jungen Mädchen beobachtet haben will.

Ich meyne, einem Naturforscher sey es erlaubt, über Dinge zu sprechen, die man sonst mit Stillschweigen übergeht, vorzüglich wenn von irgend einer interessanten Entdeckung in der Natur die Rede ist. Hat man doch über S — und Infusionsthierchen grosse Bücher.

Während das Geschöpf im Garten ist, räuchert man sein Zimmer aus. Doch kann man dies nicht oft thun. Denn es hat gewöhnlich die ganze Nacht keine Ruhe, wenn den Tag über ist geräuchert worden. So-

bald

bald man es dann hineinbringt, fängt es vier bis sechsmal hintereinander an zu niesen, und darauf blökt es stark, und setzt dies fort, so oft es in der Nacht wach wird. Es muß also doch reizbare Nerven haben. Im Winter haben es die Schwestern in dieser Absicht sehr schlimm, weil kein Zug gemacht werden kann, und das Geschöpf so frostiger Natur ist, daß sein Zimmer schon im Anfange des Septembers des Morgens geheitzt werden muß.

Was das sonderbarste ist — dieses unglückliche Geschöpf ist schon zwey und dreyßig Jahr alt. Sonst pflegen Seinesgleichen kurz nach der Geburt zu sterben; aber dieses macht eine Ausnahme. Doch soll es vor einigen Jahren noch weit munterer und fleischigter gewesen seyn, auch soll es öfters gelacht und noch mehr gegessen haben als jetzt. Nur einigemal soll es unbäßlich gewesen seyn, und öfters in zwey Tagen nichts

zu sich genommen, aber dafür desto stärker gegessen haben, wenn ihm wieder wohl geworden. Trinken mag es gar nicht. Dafür wird aber über seinen Brey Milch gegossen, die es jedesmal zuerst ableckt. Füttern läßt es sich auch nicht. Es ist nur in den ersten 12 Jahren gewachsen, und von da an nicht grösser geworden. Jetzt ist es etwa drey und einen halben Fuß lang. Ich wünschte nun noch eine Zeichnung davon beyschliessen zu können: aber ich kann nicht zeichnen, und einen andern, der es gekonnt hätte, durfte ich nicht mitbringen.

Uebrigens ist dieses Geschöpf seiner Mutter zur Strafe gebohren — sagt die Legende. Eine Frau, mit einem Kinde auf dem Arme, kam zu ihr und bettelte. Das Kind hatte einen unförmlichen Kopf und dabey eine Hasenscharte. Als es den wimmernden bettelnden Ton seiner Mutter hört, fängt es an zu schreyen. Geht — sagt

die Mutter des Geschöpfes — Geht mit eurem häßlichen Kinde! Es blökt wie ein Kalb! — O, gnädige Frau, erwiederte das Bettelweib: spotten Sie meines elenden Kindes nicht! Der liebe Gott kann sie dafür strafen. — Und siehe da! nach einiger Zeit kömmt diese Mißgeburt blökend auf die Welt.

Ich halte diese Geschichte für eben so wahr, als jene Anekdote von einer französischen Gräfin. Diese spottet über eine Zigeunerin, die fünf Kinder um und an sich hat, und sagt: Ihr habt ja so viel Bälge wie Tage im Jahre! — Kaum ausgesagt, fühlt sie plötzlich Wehen, sie kreiset, und gebiert ein Kind; den folgenden Tag wieder eins, den dritten Tag wieder, und das so fort, bis nach Verlauf des Jahrs volle drey hundert und fünf und sechzig Kinder da sind, deren jedem sie, nach französischer Sitte, eine Amme gab und sie in Gottes-

furcht

furcht erziehen ließ. Aber ihr Gemahl, der dem kommenden Jahre mit Zittern entgegen sah, ließ sich zur Strafe ihrer Fruchtbarkeit von ihr scheiden.

III.

Eine
Reihe von Familiengemählden.

III.

Eine Reihe von Familiengemählden.

Diese Familiengemählde sind wahre Stadtanekdoten dramatisch behandelt. Die erste ist aus Dresden, die übrigen sind aus Berlin. Letztere hat man neuerlich *) auf eine sehr unfreundliche Art unter die Klasse sogenannter Antiberlinischer Schriften gesetzt, und dem Verf. derselben nicht undeutlich zu verstehen gegeben, als habe er damit der guten Stadt Berlin einige heimtückische Streiche versetzen wollen. Durch eine grüne Brille sieht man alles grün, durch eine schwarze, alles schwarz. Der Verf. jenes Auf-

*) Berl. Monatsschrift. Oktobr. 1785.

Aufsatzes, den ich nicht kenne, so wenig als er mich kennen mag, wollte einmal alles sammlen, was man Böses, Albernes, Kindisches, Schiefes und Falsches über Berlin hat; so gerieth er auch über jene Familienscenen, von denen er stracks **voraussetzte**, daß sie **in der Absicht** geschrieben seyen, um Berlin als ein neues Sodom und Gomorrha der Welt darzustellen. Wahrlich! nur **vorausgesetzt** hat er dies. Denn wo steht ein Wort, wo nur ein entfernter Wink, der den Leser auch nur glauben zu machen scheine, als ob diese Anekdoten darum da stånden, daß man daraus den Charakter, die Sitten, den Ton und die Moralitåt der Bewohner von Berlin **kennen lernen** sollte? Der Berlinische Patriot lieh mir also Absichten, und es thut mir, um seinetwillen, leid, daß er sie mir lieh und eben dadurch ungerecht gegen mich wurde. Ich můßte wohl wenig ůber fünfe zåhlen können, wenn ich glauben wollte, solche Scenen könnten nur aus-

schlies-

schliessend in Berlin ihre Bühne finden, und wenn ich nicht fest überzeugt wäre, daß sich in jeder Mittelstadt, in welchem Lande man will, Gegenstücke zu jenen Personen und ihren Handlungen ohne Mühe auffinden liessen. Ich wiederhole es noch einmal, daß ich keine böse Absicht bey dem ersten und bey diesem zweyten Abdrucke der Familienbegebenheiten hatte, die überall sich zutragen können, in Berlin aber sich würcklich zugetragen haben. Darum kann man auch nur die Wahl und die Behandlung dieser Geschichten tadeln. An der Wahl finde ich nichts so sündhaft und anstössig, was in der Geschichte Onans, im Hohenliede, und in den Begebenheiten der berühmtesten Grisetten des Alten Testaments Ahala und Ahaliba nicht noch dreymal anstössiger und sündhafter gefunden würde. Oder hat Moses die Geschichte Josephs und seiner Brüder darum beschrieben, daß man daraus den Bruder verkaufen und den Vater schmerzlich betrüben lernen soll?

Die Behandlung haben viele Leser lebhaft, und der Natur bis auf die kleinsten Züge getreu zu finden geglaubt; ich selbst kann nicht darüber urtheilen.

I.

O matre pulchra filia pulchrior!

Personen:

Herr G.
Madam G.
Karoline } zwey erwachsene Töchter.
Rahel }
Malchen, von ungefähr acht Jahren.
Fritz, ein Knabe gleichen Alters.
v. May, Kornet.
Selm, Kaufmanns-Diener.
Wahl, Barbier.
Doctor Below.
Ein Bedienter.

1.

Herr G. Es ist sehr warm. Ich will noch ein wenig zu Hause bleiben.

Madam G. Wie viel Uhr ist es?

Hr. G. Es geht auf drey.

Mad. G. (bedenklich) So?

Hr. G. Was? Kömmt jemand zu unsern Mädchen?

Mad. G. Ja, lieber Mann.

Hr. G. Nun, warum nicht gerade herausgesagt? Ich dächte wir wären es schon gewohnt!

Mad. G. (will gerührt scheinen) Ach!

Hr. G. (unfreundlich) Frau! ich dächte unsere Pflicht wäre zu sehen, daß wir nicht verhungerten. (nimmt Hut und Stock.)

Mad. G. Laß mir doch ein Paar Groschen Geld hier!

Hr. G. Ich? Geld? Sieh hier! Drey

Groschen, sechs Pfennige — dafür will ich diesen Nachmittag trinken. Ich glaube, es ist wenig genung — oder — ich will dirs geben und hier bleiben? Nicht wahr? Und denn verhungern? Deine Mädchen werden wohl noch Geld haben. Sieh zu! (geht.)

2.

Madam. G. und Malchen.

Madam. G. Malchen, geh doch einmal zu Raheln, und frag: ob sie nicht so gut seyn, und mir einige Groschen Geld geben will.

Malchen. Sie schlägt mich, Mama.

Mad. G. Nun, so sags Karolinen.

3.

Karoline. (kömmt) War nicht von mir die Rede?

Mad. G. Ja, Kind. — Gieb mir einige Groschen Geld!

Karoline. Ich habe nichts!

Malchen. Ja, Mama, sie hat was in ihrer Börse, heute früh hat sie den Friseur bezahlt. Da hab ichs gesehn!

Karoline, (giebt Malchen einen Stoß) Da! für die gute Nachricht.

Mad. G. Ich bitte dich um Gottes willen, Karoline —

Karoline, (boshaft, indem sie in die Kammer geht) Kommt etwa der Barbier Wahl, Mama?

4.

Malchen. Was weinen Sie denn, Mama? Soll ich hurtig zu Raheln laufen und Geld holen?

Mad. G. Rahel ist ein eben so ungezogenes Weibsstück wie Karoline.

Karoline, (in der Kammer zu Raheln) Rahel, du bist ein eben so ungezogenes Weibsstück wie ich —

Rahel. Sagt das unsere liebe Mama? (kömmt aus der Kammer gesprungen) Hier, Mamachen, haben Sie zwey Groschen. (spöttisch) Thun Sie sich dafür gütlich mit Herrn Wahl. (geht zurück)

5.

(Mad. G. steckt das Geld ein.)

Malchen. Geben Sie mir doch ein Dreyerchen ab, Mama!

Mad. G. (nachdenkend.)

Malchen. Liebe Mama —

Mad. G. (verdrüßlich) Nun, was willst du?

Malchen. Ein Dreyerchen!

Mad. G. (giebt ihr einen Puff) Unverschämtes Naschmaul!

Malchen dreht sich kurz um, stellt sich von der Seite, und nickt aufgebracht mit dem Kopfe.

6.

LB Coburg

6.

Kornet von May.

Bon jour, liebe Mama! So allein?

Mad. G. Sie ist in der Kammer.

Kornet. Vermuthlich bey der Toilette?

Mad. G. Ja!

Kornet. (an der Kammerthür) darf ich kommen?

Karoline. Gut Freund?

Kornet. Ich denke. (geht hinein)

Mad. G. (für sich) Weniger freundlich sollten Sie seyn, Herr Kornet, und mehr Geld haben!

Malchen. (springt auf) Ach, warten Sie, das sag ich dem Herrn Kornet wieder! (will in die Kammer)

Mad. G. (hält sie) Male!

Malchen. Ja, ich thu's doch, ich thu's doch!

Mad. G. Malchen sey nicht albern! Siehst du, diese schöne Haube hier will ich für dich zurecht machen lassen.

Malchen. Ne, die mag ich nicht!

Mad. G. Du sollst eine funkelneue haben!

Malchen. Ne! — Ich sags dem Hrn. Kornet.

Mad. G. Ungezogenes Ding! — sey ruhig. Da hast du einen Sechser. Geh, wechsle und bring mir einen Dreyer wieder!

Malchen. (läuft davon) Sie kriegen nichts wieder!

7.

(Selm, der Kaufmanns-Diener kömmt.)

Mad. G. (auf ihn zu) Ach, siehe da, Herr Selm, willkommen!

Selm. Ihr Diener, Madam G.!

Karoline und Rahel. (kommen aus

der Kammer gesprungen) Willkommen, willkommen Herr Selm!

Kornet. (kömmt aus der Kammer) Meine schöne Damen, ich empfehle mich Ihnen.

Karoline. May, wo wollen Sie hin?

Kornet. (in der Thür) Mich in ein Incognito werfen. Wir gehen doch ein bischen spazieren zusammen? (für sich) der Ladenjunge hat immer Geld, und ich nichts.

Selm. Der Herr Kornet sind doch wol nicht böse?

Rahel. Er wird wohl Geld holen wollen! ha, ha, ha! — Kommen Sie, Selm, wir wollen gehn! Du wartest doch auf deinen lieben Incognito, Karlinchen? — Er wird jezt die Juden in Athem sezen! Uhr, Weste, Beinkleider — wie wird das fliegen, Karlinchen, wie wird das fliegen! Und wie wird Er fliegen, wenn er einen Gulden zusammen gepreßt hat! Adieu,

liebe Schwester! Kommen Sie, Selm!

Selm. Ich empfehle mich Ihnen, Mamsel und Madam.

Rahel. (kommt zurück) Ein guter Junge, der Selm! Er sagt, du solltest nur den Kornet holen lassen, er wollte für ihn bezahlen.

Karoline. (mit bitterm Verdruß) Geh nur!

Rahel. Siehst du, Schwesterchen, Selm hat keine Achselbänder, hat kein Gold auf dem Rock — aber in der Tasche, Kind, in der Tasche. (geht.)

Mad. G. Ihr seyd wie die Kazen unter einander.

Rahel. (kömmt noch einmal zurück) Wenn Euch an unserer Gesellschaft was gelegen ist, so kommt in den R — Garten. Selm hält Wort. — Mama, um 11 Uhr komm ich wieder, halten Sie den Hausschlüssel bereit!

Mad. G. (zu Karolinen) Das hat sie sich von vorgestern gemerkt! Warum erhebst du auch einen armen Kornet über einen reichen Kaufmanns-Diener. Aber gieb dich nur zufrieden —

Karoline (erboßt) Denken Sie denn, daß ich mich ärgre? (reißt sich die Haube herunter) Ich geh nun nicht aus, Mama.

Mad. G. (erschrocken) O, Kind, der Kornet wird gewiß wiederkommen.

8.

Ein Bedienter. Ein Billet von meinem Herrn an Mamsel Karoline G. Er läßt sich Antwort ausbitten.

Karoline. (freudig) Holen Sie Tinte, Papier, Feder, Mama!

Mad. G. (eilt und holt) Hier Karlinchen!

Karoline. (schreibt ein Paar Zeilen

und giebt sie dem Bedienten) Meine Empfehlung!

Mad. G. Von wem, Karlinchen?

Karoline. Vom Dokter Below, Mamachen, vom Doktor Below! (läuft hurtig zum Spiegel) Er wird gleich kommen!

Mad. G. Karlinchen, kannst du mir nicht ein Paar Groschen geben?

Karoline (zieht die Börse) da Mamachen, da! Kömmt Wahl?

Mad. G. Ja Kind!

9.

Doktor Below. Ach, Karlinchen, so muß man Sie überraschen! (Küsse hin und her) Sie gehen doch ein bischen spazieren mit mir?

Karoline. Gehn? Liebster Herr Doktor, ich habe Fußschmerzen. Ich habe gestern einen zu starken Spaziergang gemacht. — Wenn's nicht weit seyn soll?

D. Below. O, da sind Gegenmittel — Johann, (er kömmt) bestelle gleich einen Fiacker hierher!

Mad. G. (am Fenster) Da fährt gerade einer vorbey!

D. Below. Ihren Arm, Karlinchen! Wir konnten es ja nicht bequemer haben.

Karoline. Wir fahren doch in den R — Garten?

D. Below. Hm! — es sind da immer so viel Leute!

Karoline. Bitte, bitte, lieber Herr Doktor!

D. Below. Ich kann Ihnen nichts abschlagen. Adieu, Mamachen!

01.

(Auf der Gasse.)

D. Below. Fahre vor, Kutscher, (hilft Karolinen in den Wagen) Nach dem R — Garten!

Kor-

Kornet von May (kömmt gesprungen) Karlinchen!

Karoline. Ich fahre mit dem Herrn Doktor aus. Fahr zu Kutscher!

Kornet. (starr) Himmel und Hagel! (geht) Den Kerl soll die —

Mad. G. (aus dem Fenster) Herr Kornet, Herr Kornet!

Kornet (ungezogen) Ba! Madam.

11.

Wahl, der Barbier. Guten Tag, liebes Kind!

Mad. G. Willkommen, lieber Wahl! Ein bischen ausgehn?

Wahl. (trostlos) Ach — Herzenskind!

Mad. G. Ich verstehe schon, kleiner Narr. Sieh hier! (sie zeigt ihm Geld.)

Wahl. (freudig) Wohin damit?

Mad. S. Wir wollen schon sehen, wenn wir unterwegs sind. Wir müssen aber noch so lange warten, bis Malchen kömmt. (Malchen erscheint) Da ist sie schon!

Malchen. Mitgehn, Mama?

Mad. S. Nein, bleib nur zu Hause, Kind.

Malchen. Ach ne!

Mad. S. Soll ich dir Fritzen rufen? Da könnt ihr hübsch mit einander spielen.

Malchen. Ach ja, Mama!

Mad. S. (macht die Thür auf) Sieh, da ist er schon!

Malchen. Nu, gehn Sie nur Mama!

Mad. S. Wollen wir, Herr Wahl? (sie gehn)

Malchen. (zum kleinen Fritz) Komm, Fritzchen, wir wollen Braut und Bräutigam spielen.

II.

Eheliche Toleranz.

Personen.

Herr Möller, Kaufmann.
Madam Möller, seine Frau.
Minchen } ihre Kinder.
Karl }
Mons. Hellmann, Diener aus einer Galanteriehandlung.
Mamsel Lehr, Blumenfabrikantin.

1.

Zimmer der Madam Möller

Madam Möller. Minchen.

M. Möller. Nein, Minchen, das mußt du dir abgewöhnen! Es schickt sich gar nicht für Kinder, wenn sie sich um alles bekümmern; dadurch werden sie nasenweise. Sie müssen die Augen zudrücken, wenn sie auch zuweilen etwas sehen, das sie nicht be-

greifen

greifen können! (Es klopft an der Thür) Herein!

Msr. Hellmann, (tritt herein) Bon jour, Madam!

M. Möller. Ah, bon jour, Msr. Hellmann! Schon so früh adonisirt? Man möchte sie küssen!

Msr. Hellmann (mit einem Handkusse) Wehr' ichs ihnen, Madam?

M. Möller. Sieh doch, Kleiner! du wirst alle Tage trolligter.

Msr. Hellmann. Das dank' ich ihnen, Madam!

M. Möller. O, mir wol nicht allein! Madam A? Madam B? Madam C? Nicht?

Msr. Hellmann. Ein wenig — aber Ihnen — Alles!

M. Möller. (nimmt ihn lächelnd bey der Hand, mit der Pantomime, als wollte

sie ihm den Mund reichen.) Erkennen Sie das gehörig?

Msr. Hellmann. Wie ich soll und muß!

M. Möller. (mit der obigen Pantomime.) Ich sehe nichts!

Msr. Hellmann, (umschlingt und küßt sie)

Minchen, (schüchtern) Mama, muß ich die Augen zudrücken?

M. Möller, (springt auf, und führt sie unsanft zur Thür hinaus.)

2.

Saal.

Karl. (kömmt langsam herzu.) Wo wilst du hin, Minchen?

Minchen. Zum Papa!

Karl. Ja, da wirst du schön ankommen! Zu mir hat er gesagt, ich sollte weggehn

gehn und da hab ich zur Stube raus gemußt!

Minchen. Es sind wol Fremde bey ihm?

Karl. Mamsell Lehr ist bey ihm, und ihrentwegen hat er mich fortgeschickt. (reibt sich die Augen). Als sie kam, sagte Papa zu ihr: Willkommen kleine Hexe! und darüber mußte ich lachen. Als er das sah, nahm er mich beym Arm und führte mich zur Thür hinaus, und sagte: Kinder müßten thun, als wenn sie nichts hörten! Und so (nickt stark mit dem Kopfe) und so — schlug er mir die Thür hinter dem Rücken zu, und ich durfte nicht wieder nein!

Minchen. Aber, ich gehe doch zu ihm. Mich wird er nicht rausschmeissen! — Mama (schluchzend) Mama hat mich auch aus ihrer Stube fortgejagt!

Karl Ho, mich wird sie nicht fortjagen!

3.

Zimmer der Madam Möller

Mad. Möller. Msr. Hellmann.

Karl (tritt herein.) Guten Morgen Mamachen! (geht schmeichelnd zu ihr.)

M. Möller. Was willst du, Karl? Ich habe nicht Zeit! (führt ihn zur Thür.)

Karl (weinend) Liebe — liebe Mama, ich will ja gern thun, als wenn ich nichts hörte?

M. Möller. (bestürtzt) Junge — Karl! Ist das Dummheit, oder Bosheit?

Karl. Papa hat mich auch zur Stube 'rausgeführt!

M. Möller. (sanft) Warum denn das, Karlchen?

Karl. J, Mamsel Lehr ist bey ihm!

M. Möller und Msr. Hellmann (zugleich) Mamsel Lehr!

Karl.

Karl. Ja!

M. Möller. Wollten Sie nicht ein wenig warten, Msr. Hellmann? Ich bin den Augenblick wieder bey Ihnen!

Msr. Hellmann. Darauf werde ich nicht warten: Jettchen Lehr, meine Braut!

4.

Zimmer des Herrn Möller.

Herr Möller. Mamsel Lehr.

Minchen. (tritt schüchtern herein) Ich will ein bischen bey Ihnen bleiben, Papa!

Herr Möller. Jetzt gehts nicht an, Minchen, ich habe zu thun! (führt sie zur Thür)

Minchen (weint laut) Ich — ich — will ja gern die Augen zu — zu — drücken, liebster Papa!

Herr Möller. (sieht sie starr an) Mädchen — Miene — was sagst du da?

Minchen. (schluchzend) Mama — hat mich auch fortgejagt! Msr. Hellman ist bey ihr!

Herr Möller, zur Lehr. Nur eine Minute, liebes Jettchen, so bin ich wieder bey Ihnen!

Mams. Lehr. Ich habe nicht Zeit, Herr Möller! Dienerin! — Hellman? Der Schurke!

5.

Saal.

Herr und Madam Möller, (kommen einander entgegen.)

Herr Möller. Wohin, Kind?

Mad. Möller. Zu dir! Und du?

Herr Möller. Zu dir!

Mad. Möller. Wir kommen uns also erwünscht! (beyde eine Zeitlang stumm, mit weggewandtem Gesicht.)

Herr Möller. War nicht der kleine Hellman bey dir?

Mad. Möller. Und bey dir die kleine Lehr? (beyde von neuem stumm.)

Herr Möller. Ich habe dir eine Garnitur Bluhmen bestellt!

Mad. Möller. So? — Und ich dir eine Weste mit der allerneuesten Stickerey!

Herr Möller So? (beyde etwas unruhig, lächeln, ohne sich anzusehen, mit zitternden Lippen.)

Mad. Möller. (lächelt bedeutender) Adieu, Herr Gemahl!

Herr Möller. (eben so) Adieu, Frau Gemahlin! (jedes in sein Zimmer.)

6.

Auf der Treppe.

Msr. Hellmann. Mslle. Lehr.

M. Lehr. So früh hier, Herr Hellmann?

Msr. Hellmann. Gerade so früh, wie Sie!

Mslle. Lehr. Sie sind bestürzt, kleiner Bräutigam!

Msr. Hellmann. Sie nicht minder, kleine Braut! Sie wissen es nur besser zu verbergen!

Mslle. Lehr. Mad. Möller ist eine freundliche Dame.

Msr. Hellmann. Und Herr Möller, ein sehr freundlicher Mann! (beyde stumm die Treppe hinunter.)

Mslle. Lehr. Sie sind ja so still!

Msr. Hellmann. Nicht stiller, als sie.

(Unten an der Treppe) Mslle. Lehr. Leben Sie wohl, Herr Hellmann! (sie reicht ihm lächelnd die Hand.)

Msr. Hellmann. Gleichfalls! (mit weg-

weggewandten Gesichte.) Treffen wir uns morgen früh wieder hier?

Mslle. Lehr. Wenn Herr und Madam Möller befehlen!

(An der Thür) Mslle. Lehr. Sind sie wirklich böse, Hellmann?

Msr. Hellmann. Böse? (mit erzwungenen Lachen) ha, ha, ha! Weshalb denn?

Mslle. Lehr. Also haben wir uns verstanden?

Msr. Hellmann. Ich denke! —

Mslle. Lehr. Also. — Null mit Null? —

Msr. Hellmann. Geht auf! —

Mslle. Lehr. Bist doch mein lieber Junge! —

Msr. Hellmann. Und du — doch meine kleine Braut! Heute Abend? —

Mslle. Lehr. Sprechen wir uns um 9 Uhr!

III.

Der Freund vom Hause.

Personen.

Kriegsrath F.
Referendar F. sein Sohn.
Henriette, seine erwachsene Tochter.
Heinrich, sein kleiner Sohn.
Moses, ein Jude.

1.

Zimmer des Kriegsraths.

Der Kriegsrath. Moses.

Der Kriegsrath. Genug, du mußt, Moses! Bey deinen weitläuftigen Verbindungen, sind dir funfzig Pistolen ein Kleines! Und mich reissest du damit aus einer grossen Verlegenheit.

Moses.

Moses. Au, Herr Kriegsrath, es ist wohl viel! Wenn ich für alle die Lumpen, die in meinem Gewölbe hangen, das Geld hätte, wollte ich gar keine Umstände machen!

Der Kriegsrath. Was geht das mich an! Geld, Geld, schaffe! (er sieht nach der Uhr) In zwey Stunden muß ichs haben, oder du kömmst nicht wieder in mein Haus. Du verlierst an mir einen guten Kunden — ich dächte, das solltest du wissen!

Moses. Weiß wohl, Herr Kriegsrath! Aber ich kanns mir doch nicht aus der Haut schneiden. Ich habs nicht selbst.

Der Kriegsrath. So habens Andere! Wenn du funfzig Pistolen bringst, sind zwey davon deine! Und das Interesse versteht sich von selbst. Geh, lauf! Und nimm diese Uhr zu Hülfe! (giebt ihm seine Uhr.)

Moses. Will thun, was ich kann!

Möcht

Möcht Sie nicht gern verlieren, Herr Kriegsrath, bin ja ein alter Freund vom Hause.

2.

Saal.

Referendar. Moses.

Der Referendar, (springt herbey) Bringst du, lieber Moses, bringst du?

Moses. Aber nicht baar! Hab keinen baaren Heller im Vermögen! Diese Uhr hab ich meiner Frau heimlich weggenommen, es ist ihr Brautgeschenk: die will ich ihnen verkaufen für acht Louisd'or, und Sie geben mir ein Wechselchen, als wenns baar gewesen wäre.

Der Referendar. Das ist recht gut! Aber was soll ich mit der Uhr? — ich muß Geld haben!

Moses. Haben Sie denn nicht Geldes werth? Schicken Sie den ersten besten Bedienten fort, und lassen sie versetzen. Da ist mein Schwiegersohn Ischmael, der giebt

Ihnen

Ihnen gern vier Pistolen drauf. Es ist ein ehrlicher Mann!

Der Referendar. Vier Pistolen sind so gut als nichts! da geht übermorgen die Geldnoth von neuem an.

Moses. Ey, er giebt auch wohl sechs, wenn Sie sie verkaufen wollen. Ich will selbst gehn und mit ihm sprechen. Was kann ich mehr?

Der Referendar. Gut, gut, thu das!

Moses. Aber das Wechselchen, Herr Referendar?

Der Referendar. Solst du finden, wenn du wieder kömmst!

Moses. Möchts aber lieber jetzt, Herr Referendar! Sicherheit hält mit baarem Gelde gleichen Cours. Wissen selbst, Herr Referendar!

Der Referendar. Ihr Juden trauet auch eurem eignen Vater nicht. (geht.)

Moses. Mein Vater kann auch ein

Spizbub seyn, wie andere ehrliche Leut. Ich weiß viel Exempel.

3.

Henriette (schüchtern an dem andern Ende des Saals.) Moses! Moses! bst!

Moses. Ach! schöne Mamsell, ich hab auf sie gewartet! (zieht ein Billet heraus.)

Henriette. Hast du ihn gesprochen? Wo war er? Wie lebt er?

Moses. Ach, der junge gnädige Herr ist lauter Liebe! Er gab mir dies Billet hier, und sagte: bring's ihr richtig, oder ich erschieße dich, wo ich dich treffe!

Henriette. Der liebe Hitzkopf! (indem sie das Billet erbricht.) Aber er ist Soldat, Moses, du mußt es ihm nicht übel nehmen!

Moses. Fürchte mich auch nicht! Die Herren Soldaten dürfen's mit uns Hebräern nicht verderben.

Henriette. (für sich, indem sie das Billet lieset) Wie feurig, wie wahr der

Junge

Junge schreibt! O, warum ist es nicht schon Drey Uhr!

Moses. Schön Wetter giebts heute zum Ausfahren!

Henriette. Ausfahren?

Moses. Hat er nichts davon geschrieben?

Henriette. Im Billet steht nichts!

Moses. Nu, nu, er wird mit ihnen ausfahren. Es ist gewiß! Sehn Sie, (er zieht ein Paket heraus) da hab ich seine Feldbinde! Sie soll Gevatter stehn! Sie wissen wohl, daß die jungen Herren viel Geld brauchen!

Henriette. Der gute Junge, um mir ein Vergnügen zu machen versetzt er seinen Hauptstaat! — Aber nein, das soll er nicht! Gieb mir die Feldbinde, Moses!

Moses. Warum, schöne Mamsell?

Henriette. (lößt ein Kreuz mit Brillanten ab, das auf ihrer Brust hängt.) Nimm dies für die Feldbinde!

Moses.

Moses. Ich bekomme mehr drauf, als auf die Feldbinde!

Henriette. Das Geld, was du drauf bekömmst, gieb ihm, und sag, es sey für die Feldbinde. Aber heut Abend beym Abschiedskuß, steck' ich sie ihm in die Tasche. Gefällt dir diese Idee?

Moses. Warum nicht, schöne Mamsell, verdien' ja doch auch dabey?

Henriette. Nun, Gott befohlen, Moses! besorge alles, wie ich dir gesagt habe, es soll dein Schade nicht seyn, alter Judenbart!

Moses. Glaubs wohl, schöne Mamsell! — (sie geht) Hab auch nicht gerne Schaden von meinen Kunden!

4.

Der kleine Heinrich (tritt schüchtern in den Saal, und trägt etwas unter dem Rocke.) Moses! Moses! Ist sie weg?

Moses. Was wollen sie, kleiner Musje?

Heinrich. (kömmt schüchtern näher) Ist sie weg, Moses, ist sie weg?

Moses.

Moses. Ja, sie ist weg! Wollen sie mir was sagen, kleiner Musje?

Heinrich (sieht sich ångstlich um) Wenn nur keiner kömmt, lieber Moses, ich — ich — bin —

Moses. Was haben sie denn da unter'm Rocke, kleiner junger Herr?

Heinrich. Es ist — eine — wenn nur keiner dazu kömmt (er zieht ein paar Beinkleider unter dem Rocke hervor) du sollst mir, (sieht sich schůchtern um) du sollst mir Geld dafůr geben!

Moses. Geld dafůr? Es sind ja alte Lumpen, haben sie nichts bessers?

Heinrich. Nein, ich habe nichts! Gieb mir was dafůr!

Moses. Ey, das kann ich nicht brauchen. Sie můssen andere Sachen holen, Hemdeknöpfe, Schuhschnallen, oder so was, die Hosen kann ich nicht brauchen.

Heinrich. Gieb mir nur vier Groschen dafůr, lieber Moses. Siehst du, ich und

Wilhelm und Fritze und Karl wir haben ein Kränzchen unter uns, da kaufen wir uns immer Gebackenes bey Pitty, und setzen uns in den Lustgarten, und essen es. Heute muß ich' was kaufen, und Papa will mir kein Geld geben, und die Reihe ist doch an mir, da werden mich die andern auslachen, wenn ich kein Geld habe, und über acht Tage lassen sie mich denn nicht mitessen, weil ich heute nichts gekauft habe! (weinend) Lieber, lieber Moses, gieb mir nur vier Groschen dafür. Wenn das Kränzchen wieder an mich kömmt, will ich dir ja gern meine Hemdeknöpfe geben!

Moses. Nun, wenn sie Wort halten wollen, kleiner Mußje —

Heinrich. O, gewiß, gewiß, guter Moses.

Moses. Hier sind vier Groschen! —

Der Referendar (erscheint) Heinrich (läuft) Heinrich, Heinrich, wo läufst du hin?

Heinrich. (ängstlich) Ich muß fort, ich muß fort! (zu Moses) Versteck doch, versteck doch!

Der Referendar, (hält ihn) Du sollst aber hier bleiben, Steh!

Heinrich. Lieber Bruder!

Der Referendar. Junge, ich glaube, du machst schon Geschäfte?

Heinrich. (in Angst) Nein — nein —

Moses. Wie alt ist der kleine Mußje?

Heinrich. (weinend) Zwölf Jahr und ein halbes.

Moses. (dem Referendar ins Ohr) Sie waren noch ein Jahr jünger, Herr Referendar, als wir die ersten Geschäfte machten. Weiß noch wohl, Herr Referendar! Bin ja ein alter Freund vom Hause! Ach als die sel. Mama noch lebte! da waren gute Zeiten!

IV.

Frommer Vater, fromme Kinder.

Personen.

Christian Hartmann, Raschmacher, der sein Handwerk niedergelegt hat.
Friedrich, sein Sohn.
Karoline, Marie, } zwey erwachsene Töchter.
Christine, Köchin.
Franz, Musketier.

1.

Winterabend.

(Die ganze Familie sitzt um einen Tisch.)

Hartmann. Betet, Kinder, ach betet, daß ihr nicht fallet in Versuchung und Stricke! Ach, wie böse ist die Welt! Es wird Berlin ergehen, wie Sodom und Gomorrha, Pech und Schwefel wird vom Himmel fallen und die Sünder verzehren. Aber die Gerechten werden gewarnet werden zur rechten

ten Zeit, und zur Stadt hinausgehn, wie der fromme Lot mit seiner Familie. Betet, Kinder, daß wir würdig werden mögen, gewarnet zu werden, ehe das Verderben hereinbricht. (zur Köchin) Christine, komm doch 'mal mit heraus, du sollst mir leuchten.

Karoline. Kann ichs nicht auch verrichten, Vater?

Hartmann. Nein, mein Töchterchen, bleib du nur da und lies in der Bibel fort.

Marie. (leise zu Karolinen) Also liesest du wirklich in der Bibel?

Karoline. (stößt sie an) Bßt! Laß ihn nur erst weg seyn!

Hartmann. Nu, so schlaft wohl, Kinder, und vergeßt euren Abendsegen nicht. Ich will ein bißchen zu Biere gehen! werde wohl vor zehn Uhr nicht wieder kommen, ihr könnt euch immer zu Bette legen. Junge Leute können immer besser schlafen, als alte. (er geht)

Marie. (leise zu Karolinen) Hm! bey Christinen schläft es sich auch gut. Der alte Lot! — Was liesest du denn da so andächtig?

Karoline. Briefe über die Galanterien von Berlin! Sie haben gerade das Format, wie mein Gesangbuch, und weil ich immer ein Papier drum schlage, so weiß er viel, ob es mein Gesangbuch oder was andres ist! Siehst du, um beyde ist blau Papier. Aber Du hast in der Bibel gelesen?

Marie. Freylich! Sieh nur her.

Karoline. (ließt): Mein süsses Mariechen, diesen Abend um 9 Uhr werde ich unter ihrem Fenster seyn. — Sieh doch, einen Brief von deinem Scharmanten!

Marie. O, ich habe ihn wohl funfzigmal gelesen, so lange der Vater geprediget hat. Ich habe meinem Jungen das Maaß von meiner Bibel gegeben, und nach demselben schneidet er alle seine Briefe zu, so daß ich sie hineinlegen, und ohne Verdacht

lesen

lesen kann, so lange die Betstunde dauert. Ist der Einfall nicht gut?

Friedrich, (in Gedanken) Französches Schloß? Hamburger, nimm den kleinen Diedrich — es muß auf — die verfluchte Patrouille! —

Marie. Friedrich! Friedrich! Träumst du wieder? Die Gerichts-Diener!

Friedrich. (springt erschrocken auf) Hagel und Wetter! Infames Mensch!

Marie. Nu, nur gnädig. Sie sind ja noch nicht da!

Karoline. Friedrich, du wirst es noch so lange machen, bis du an den Galgen kömmst.

Friedrich. Davon sprich morgen weiter. Warum giebt mir der Vater kein Geld.

Karoline. Uns giebt er auch nichts! aber wir stehlen doch nicht!

Marie. Wir ernähren uns ehrlich.

Friedrich. H * * und stehlen kömmt auf eins heraus!

Marie und Karoline. (zugleich) Infamer Dieb!

Friedrich. Infame H * * ren! (geht zur Thür hinaus.)

Karoline. Ich sehe dich längst noch beym Büttel!

Friedrich. Wer weiß, wer zuerst hinkömmt!

2.

An der Hausthür.

Der alte Hartmann und Christine.

Hartmann. Nu, hast du deine Sache gut gemacht?

Christine. Ich denke ja! Ew. Hochwürden, Herr Konsistorialrath, sagte ich zu ihm, ach ich habe kaum so viel Kräfte gehabt, zu ihnen zu kommen. Aber der liebe Gott, sagt' ich, hat mir hergeholfen, zum

Heil meines Leibes und meiner Seele. Ach, da ich ihr Angesicht sehe, sagt' ich, habe ich auf einmal so viel fromme Regungen verspürt, und es ist mir so freudig, sagt' ich, als wenn ich das Lamm selbst gesehen hätte. — „Ihr dauert mich, gute Frau, sagt' er, ihr habt ja nicht 'mal Schuh an den Füssen!„ — Nein, sagte ich, ich habe schon in drey Monaten keine gehabt. Da sagte er: Hier habt ihr acht Groschen, über acht Tage kommt wieder, es soll euch jedes mal so viel aus der Armenkasse gereicht werden. Ich will mir auch eure Wohnung aufschreiben, und euch wöchentlich einige Scheite Holz schicken. —

Friedrich, (kömmt aus der Stube)

Hartmann. Wo willst du hin, Friedrich?

Friedrich, (geht nach der Hofthür.) Ich will nur mal —

Hartmann. Geh in Gottes Namen, mein Sohn!

Christine. Aber ich sagte, ich hätte kein Logis, und müßte mich auf die Barmherzigkeit der Leut verlassen, die mich beherbergen wollten. (heimlicher) Ich wollte ihm meinen Aufenthalt nicht sagen, weil ich doch immer noch bange bin, daß man mich einstecken wird, weil ich damals auf den Brand gebettelt habe. Und Er käme auch in's Teufels Küche, weil Er die Brandbriefe geschrieben hat. —

Friedrich, (an der Hausthür für sich.) Noch nicht fort? — Nu, was will ich auch warten! Ich kann ja zu jeder Thür sagen: Thürchen thu dich auf! Also, fort, zur Hinterthür!

Hartmann. Das hast du gut gemacht, Christine. Geh nur hinein, um zehn Uhr bin ich wieder da!

Christine. Nu, adje unterdeß. (der Alte geht! sie bleibt in der Thür stehn, und sieht ihm nach.) Bscht, bscht!

Franz, der Musketier. (kömmt gesprungen.) Nu Christinchen, hat sie mich denn gesehen?

Christine. Freylich, langer Schurke. Du hattest dich da in der Ecke postirt. Da geht der Alte hin.

Franz. (schlägt ihm drey Kreuze nach) Christinchen es ist kalt! Burr — rr — rr!

Christine. Ich versteh dich! Da hast du Geld, fülle deinen Buddel, dann wollen wir ein bischen in dein Quartier gehn!

Franz. (nimmt das Geld und läuft.)

3.

In der Stube.

Marie. Karoline.

Karoline. Aber sag mir nur, Mädchen, wie lange das dauern soll?

Marie. J, so lange es gehn will!

Karoline. Wenn es aber 'raus kömmt,

bist

bist du unglücklich! Es ist ja noch ein wahres Kind; wenn man Unrath merkt, und geht' ihm hart zu Leibe, so gesteht er alles, was er weiß.

Marie. Hm! davor ist mir nicht bange. Sein Vater hat so viel Geld, daß er's nicht merkt, wenn sein Sohn einen Griff mit allen Fünfen in seine harten Thaler thut. Wie gesagt, Karlinchen, mir ist nicht bange.

Karoline. Aber mir ist recht bange!

Marie. Wie so?

Karoline. Nu, ich muß dirs nur gestehen — ich will fort!

Marie. Fort, Line? Bist du klug? Es ist nur dein Spaß.

Karoline. Wahrhaftig nicht, Mariechen! Sieh nur, der Vater hält mich so eingeschränkt, das habe ich Herrmannen geklagt, und da sagte er: wenn ich wollte, wie er, so giengen wir beyde zum Thore hin-

hinaus. Sein Cornet hätte ihn gestern ohne Ursach geschlagen, und das litte er von solch einem Gelbschnabel nicht; das Husarenleben wäre ihm überhaupt zuwider. Sein Vater hätte ein Gütchen in Sachsen, da wollte er mich heurathen, und da könnten wir recht ruhig leben. Wenn wir nur erst glücklich fort wären! Er will auch noch einen guten Freund mitnehmen.

Marie. Mein Gott, wenn das nur gut geht! Es wäre doch besser, du bliebst hier, Karlinchen! Denn wenn Herrmann eingeholt würde, hiesse es: du hättest ihn verführt, und dann wäre dir das Zuchthaus gewiß!

Karoline. Nein, ich kann von dem Menschen nicht lassen, es ist so ein guter Mensch. Hier ist für mich auch nichts zu holen. Unser Vater ist ein alter Filz, und sperrt uns ein, und unser Haus fällt uns über den Kopf zusammen. Unsrer drey sind

dazu

dazu — was soll man da grosses erben?

Marie. Das ist wohl wahr! Wenn eher willst du denn fort?

Karoline. Die Minute! Der Vater ist fort, und Christine darf nicht mucksen, sonst sagst du dem Vater die Geschichte mit Franzen! (sie holt ein Paquet aus der Kammer) Siehest du, alles ist reisefertig.

Marie. Ich weiß auch nicht wo Engelhart bleibt! Es ist schon halb zehn! Ach, Karlinchen, wenn du nur hier bliebst, es ist mir so bange! (Es pocht an der Thür) Da kommt er, da kommt er!

4.

Zwey Gerichtsdiener (treten herein.)

Der erste. (zu Marien) Heißt Sie Karoline Hartmann?

Marie. (ängstlich) Nein! (auf Karolinen zeigend) die heißt so!

Der

Der zweyte. (zu Marien) Und sie heißt Marie Hartmann?

Marie. Gerechter Gott, ja!

Beyde. Fort, ohne Umstände!

Der erste. (zu Karolinen) Ihr Husar hat auch schon Quartier!

Der zweyte. (zu Marien) Steck sie doch ein paar harte Thaler von Msr. Engelhart ein. Sie wird sie bey uns brauchen können.

Karoline und Marie. (zugleich) Alles verrathen, alles verrathen!

Der erste. Aber ihr beyde seyd noch nicht genug. Aus eurem Hause gehören uns noch ein Paar. Wo ist euer Vater und eure Magd? Nicht zu Hause? (zu zwey andern Gerichtsdienern, die vor der Thür stehen) Wartet ihr bis der Alte und das Mensch kommen und nehmt sie gewiß. Wir wollen diese in Sicherheit bringen. (zu Marien und Karolinen drohend) Wo

ihr Lärm macht, so soll euch — (zu den andern Gerichtsdienern) Seyd behutsam, der alte Schurke soll nicht dumm seyn. Laßt ihn erst ins Haus, und dann macht zu. Vorher haltet euch ein bischen entfernt, daß er euch nicht wittert! (ab)

5.

Im Hause.

Christine. (kurz darauf) Der alte Hartmann.

Christine. Schon alles still? Die Mädchen müssen schon zu Bette seyn. Auch nicht die Nachtlampe haben sie brennen lassen. Ich muß nur Licht anschlagen, wenn mein Alter kömmt. — (gehet ins Haus)

Hartmann. (in der Thür) Polterst du da im Hause herum, Christine?

Christine. Der Wind hat mir das Licht ausgeblasen.

Hartmann. Schon alles zu Bette?

Christine. Ja!

Hartmann. Nun, so mache, daß wir auch zü Bette kommen — Paulus sagt: Es ist besser freyen, als Brunst leiden! Verstehst du mich, Christine?

Christine. Ich versteh euch wohl, alter Sünder. Ihr wollt die Nacht in mein Bette kriechen?

Ein Gerichtsdiener. (der sich herzu geschlichen hat) Diesmal nicht! — Leuchte, Müller! (der andere zieht seine Laterne hervor.)

Hartmann. In Gottes Nahmen, was wollt ihr?

Ein Gerichtsdiener. Dich holen!

Hartmann. Sie sind unrecht, lieben Kinder!

Ein Gerichtsdiener. Euer Name ist doch Christian Hartmann?

Hartmann. Zu dienen, mein Freund

Der Gerichtsdiener. Also marsch, ohne Umstände!

Der andere. (zu Christinen) Und ihr mit! Er hat sie geschrieben und ihr habt darauf gebettelt!

6.

Gefängniß.

Friedrich. Marie. Karoline.

Friedrich (liegt mit dem Kopfe auf dem Tische.) Der Krug gehet so lange zum Born bis er bricht! (die zwey Mädchen weinen.)

Der alte Hartmann und Christine. (werden herein geführt)

Der alte Hartmann. (trostlos) Guten Abend, Kinder!

Die beyden Mädgen (wehmüthig.) Guten Abend, Vater!

(Friedrich dankt nicht)

Ein

Ein Gerichtsdiener. Eine schöne Familie! Ein andermal betet ihr nicht so viel, sondern arbeitet brav, so wird euch solch vertraktes Zeug nicht in den Kopf kommen!

V.

Die Freude in den letzten Sekunden.

Personen.

Herr R. * * abgesetzter Kriegsrath.
Seine Gattin.
Malchen, seine erwachsene Tochter.
Zwey kleinere Töchter.
Ein kleiner Sohn.
Assessor W.

I.

Ein armseliges Zimmer.

(Herr R. liegt im Bette. Die kleinern Kinder stehen um ihn herum. Seine Gattin sitzt vor dem Bette.)

Herr R. Ach, ich fühl' es, armes Weib, daß ich am Ziele bin! Wie freudig

wollt' ich sterben, wenn ich nur euch — nur euch versorgt wüßte! (er hüllt sich weinend ins Kopfküssen.)

Seine Gattin. (bückt sich zu ihm herunter) Beruhige dich, lieber Mann, es kann uns nicht schlimmer nach deinem Tode gehn, als es uns jetzt geht. Wir haben lange gelitten und können nicht immer leiden, sonst gäb' es keine Vorsehung!

Herr R. Sage das nicht, liebe Frau! Es giebt Familien, deren Vater den Becher der Leiden schon ansetzte, und deren jüngster Sprößling als Mann denselben noch nicht ausgeleert hatte. Wer sagt dir, daß es uns nicht eben so gehen könne?

Ein kleiner Sohn. (leise zur Mutter) Mama, mich hungert!

Eine kleine Tochter. Sey doch still, daß es Papa nicht hört.

Herr R. Was habt ihr unter euch, lieben Kinder?

Seine Gattin. Dem kleinen Wilhelm thut der Kopf weh! (leise zu dem Kleinen) Sey nur ruhig, Wilhelmchen, deine Schwester wird bald kommen und Brod bringen.

Eine kleine Tochter. (etwas aufgebracht) Der Wilhelm ist auch immer!

Herr R. (der alles gehört hat.) Gerechter Gott! (die Augen gen Himmel geschlagen, und die Hände ringend) du siehst, du kennst meine Leiden. O, allgütiges Vaterherz, kannst du es ansehen, daß ein Vaterherz bricht? Kein Brod für meine Kinder!

2.

Malchen. (tritt ängstlich herein. Die Kinder laufen auf sie zu) Ach, da ist sie!

Herr R. Malchen, was ist dir? Du thust so ängstlich. Wilst du mir nicht gern sagen, daß man dich auch da abgewiesen

hat? O Kind, sage es immer. Dein Vater ist stark unter der Last Kummers geworden.

(Die Kinder sind geschäftig um Malchen! eins durchsucht ihre Taschen, das andere sieht nach ihren Händen. Die beyden Mädchen sehen sich mit stummen Schmerz an, als sie nichts finden.)

Der kleine Wilhelm. (mit lautem Geschrey) Sie hat nichts mitgebracht!

Herr R. (Sieht in stummen Schmerz vor sich hin)

Malchen (ausser Athem) Ach Mama! Ich bin so erschrocken, so gelaufen —

Herr R. Also bringst du nichts, Malchen?

Malchen. (giebt ihm stillschweigend ein Billet. Leise zur Mutter:) O liebste Mama, kommen Sie doch in die Kammer — ich muß — ich muß ihnen Alles sagen. (sie gehen in die Kammer)

Der kleine Wilhelm. (auf das Billet zeigend) Ist Geld drinnen, lieber Papa?

Herr

Herr R. (sieht ihn in gedankenlosem Schmerz an) Nein, mein Sohn!

(Der kleine Wilhelm hüllt sich mit dem Kopfe in des Vaters Deckbette und schluchst)

3.

In der Kammer.

Malchen. So oft ich ausgegangen bin, habe ich ihn hinter mir gesehn! er folgt mir auf allen Schritten, und wenn er mir in der Nähe ist, spricht er hinter mir, aber ich habe ihn in der Angst immer nicht verstanden.

Die Mutter. Der Bube! (weinend) Unsere einzige Stütze verführen! (bitter) verführen!

Malchen. Heute war er dicht hinter mir, und sagte: Lassen sie sich denn nicht sprechen, liebes Mädchen? Mir vergieng Hören und Sehen, und ich weiß nicht, was er weiter sagte. Es war mir, als wenn mich alle Leute ansähen, und ich lief so

schnell, als ich in meinem Leben noch nicht gelaufen bin. Ich weiß nicht, ob er mir gefolgt ist; ich hatte nicht Muth genug, mich umzusehen! Was soll ich anfangen, liebe Mama? Ich darf nicht aus dem Hause gehen, so ist er hinter mir.

Die Mutter. Ich weiß nicht, Kind, wir müßen es dem Papa sagen.

Malchen. O, beste Mama, er würde sich nur kränken! (Herr R. ruft in der Stube. Sie gehen zurück.)

Herr R. Lieben Kinder, glaubt nicht, daß ihr meinen Kummer lindert, wenn ihr euch bestrebt, mir den eurigen zu verbergen. Malchen, du weinst, daß deine Bemühungen fruchtlos abgelaufen sind?

Die Mutter. Ach!

Herr R. (richtet sich mit gefalteten Händen auf.) Kinder! — Kinder! — Wenn ihr mich je geliebt habt; reißt mich aus dieser Unruhe. Ihr seyd trostloser als je — und

doch

doch sollten euch die Beyspiele von Hartherzigkeit nicht mehr so sehr niederschlagen! O, eure Blicke sagen mir, daß noch ein anderes Unglück über uns schwebt. Malchen, (reicht ihr die Hand) meine Tochter, was ist dir? (Malchen sieht ihre Mutter ängstlich an.)

Die Mutter. Wir wollten dich nicht gern kränken, armer Mann — aber weil du es wissen willst — Malchen wird schon seit einiger Zeit von einem jungen Menschen verfolgt, der mit ihr sprechen will — du weißt wohl —

Herr R. (gelassen) Ich weiß wohl, liebes Weib! Aber deine Besorgniß ist ungegründet. So lange Malchen dir noch entdeckt, daß sie verfolgt wird; so lange sie sich noch ausser Athem läuft, um dem Verfolger zu entgehen — liebes Weib, so lange sey ausser Sorgen. Und du, Malchen, hast auch nicht nöthig dich zu ängstigen.

Wenn er dir wieder nachgeht, und mit dir sprechen will, so lauf nicht, mein Kind, dadurch machst du nur die Welt aufmerksam, und den jungen Menschen desto unternehmender. — Laß ihn ausreden, und dann antworte ihm, was das Gefühl deiner Würde dir auf die Zunge legt — so bist du seiner auf einmal los! Und Gewalt kann er ja nicht brauchen, liebes Kind, am hellen Tage, in der volkreichen Stadt! — Jetzt lies mir dies Billet, meine Augen sind trübe.

Malchen. O, zerreissen sie es lieber!

Herr R. Nein, Kind, nein, lies nur, du siehst, wie gefaßt ich bin.

Malchen. (lies't mit zitternder Stimme.) „Bey ihrem ehemahligen Posten hätten Sie leicht so viel erwerben können, daß Sie jetzt, da sich das Blatt gewandt hat, zu leben hätten und nicht andern Leuten, die es eben so wenig übrig haben, beschwerlich fallen dürften. Alles, was ich für Sie thun

kann,

kann, ist, daß ich die Armenvorsteher bitte, ihnen wöchentlich etwas an Geld und Holz zu bewilligen; jede andere ihrer Forderungen kann ich nicht erfüllen!"

Herr R. (mit der schrecklichen Kälte, die überspannter Schmerz bewirkt) Ein barmherziger Mann!

Malchen. Ich bat nur um acht Groschen.

Herr R. Nur um acht Groschen batest du! (er schaudert zusammen, wie vom Fieberfrost erschüttert.) Der Mann war mein Freund! — (gelassen) Nun liebes Malchen, geh zum Kriegsrath B. — zu dem, der den ersten Tag nach meiner Kassation schon meine Stelle hatte. (Malchen sieht ihre Mutter an) Ja, Malchen, noch diesen letzten Gang für deinen armen Vater! (Malchen geht mit Thränen in den Augen; ihre Mutter sieht zweifelnd von der Seite.)

4.

Malchen. (springt herein) Gerechter Gott, er kömmt!

Assessor W. Diesmal sollst du mir nicht entlaufen, kleine — (fährt bestürtzt zurück, und bleibt stumm an der Thür stehen.)

Kriegsrath R. (richtet sich im Bette auf.) Kommen sie näher, junger Mann, kommen sie näher! Dieser Anblick (er zeigt auf sich und seine Kinder) war ihnen neu? Kommen Sie näher! Wenn Sie zu dem ersten Schritte Muth genug hatten, müssen Sie auch beym zweyten nicht verzagt seyn.

Assessor W. (tritt schüchtern näher.)

Kriegsrath R. Ich kenne Sie, Herr Assessor! Wenn Sie mich nicht mehr kennen, so schreib' ichs meinem achtwöchentlichen Krankenlager zu. Ich bin der Kriegsrath R.

Assessor W. (in äusserster Verwirrung.) Herr Kriegsrath, ich bitte, ich bin, ich weiß —

Kriegsrath R. (nimmt seine Hand) Dies Mädchen (auf Malchen zeigend) ist meine Tochter. Daß ich noch lebe, und diese hier (mit einem sprechenden Blick auf Mutter und Kinder) das dank ich ihr. Sie hat uns bis hieher mit unermüdetem Fleisse Brod verschafft; sie hat Demüthigungen ertragen, die nur durch allerhöchste kindliche Liebe entschuldigt werden können, um es uns zu verschaffen. Sie hat ihr letztes Kleid zerschnitten, um ihre kleinen Geschwister darein zu kleiden; sie hat – (mit bitterem Schmerz) sie hat — gebettelt, um mir Medicin zu kaufen — wenn sie diesen Engel verführen können (er schleudert des Assessors Hand fort, und hüllt sich ins Kopfküssen) so verführen sie ihn!

Assessor W. (springt auf, nimmt Malchens Hand und führt sie vors Bette.) Deinen Seegen, Vater, ehe du stirbst!

Kriegsath R. (sieht ihn gerührt an)

Du wolltest mein Sohn seyn? — O, Gott, in den letzten Sekunden noch Freude! (mit schwacher Stimme) O Sohn, sey der Sohn dieser Mutter, und der Va — Vater dieser Kinder! (verscheidet.)

VI.

Instinkt der Knechtschaft.

Personen:

Geheimderath v. —
Seine Gemahlin.
Luise, Kammermädchen.
Friz, Kammerdiener.

1.

Bey Tische.

Geheimderath. Seine Gemahlin.

Er. Sie essen ja nicht!

Sie. Sie noch weniger!

Er. Ich habe keinen Appetit, aber Sie haben keine Andacht.

Sie. Wie verstehen Sie das?

Er. Sie schweben schon in Gedanken auf dem Ball' auf und ab.

Sie. Vorbeygeschossen! Ich werde gar nicht dort seyn!

Er. Und warum? Er wird sehr brilland seyn!

Sie. Mags! Mein Kopf ist seit einiger Zeit von Tanzmusik nicht leer geworden, ich hab' es satt!

Er. Gestern fiel ihnen dies nicht ein, indessen — aber womit wollen sie den langen Abend zubringen? In meiner Gesellschaft?

Sie. Lieber noch auf dem Ball: wir sind langweilig unter vier Augen.

Er. (steht auf) Das fühl' ich, wenn wir allein essen!

Sie. (steht auch auf.) Ich bin nicht Schuld, daß wir allein essen!

Er. Künstliche Musik ist Ihnen also zuwider! Aber Nachtigallen?

Sie. Dreymal glücklicher Einfall! Ja, Nachtigallen! Eine Nachtparthie in den Thiergarten! Was meynen Sie dazu?

Er. Nichts, als daß Sie ihren Willen haben!

Sie. (aus dem Zimmer gehend) Gütiger Mann! Aber eben dadurch haben Sie auch Ihren Willen?

Er. Das folgt natürlich daraus!

Sie. (in der Thür) Aber wenn ich keine Parthie zusammenbrächte?

Er. Das sollte mir leid thun! So müßten Sie allein fahren! — Alles, was ich thun könnte, wäre, daß ich Ihnen meinen Friz erlaubte. —

Sie. (mit tiefem Knixe) Danke, danke, Sie sind zu gütig, Herr Gemahl. — Und

Sie

Sie würden sich die Zeit vertreiben? — Mit meiner Luise?

Er. Sollte mir willkommen seyn, meine Gebieterin, recht sehr willkommen!

2.

Saal.

Friz. Luise.

Luise. Ach, geh er mit seinem plumpen Witze!

Friz. Mamsell, ich verbitte mir solche Anzüglichkeiten.

Luise. So sprech er nicht mit mir!

Friz. Sieh doch! Nun gar das Maul verboten! (stolz) Mamsell, das haben andere noch nicht gethan, die wohl ein bischen mehr sind, als sie! (bedeutend) Versteht sie mich?

Luise. O, was sollte ich nicht! Das ist es eben, daß man solche Leute mit Herablassung stolz macht. Aber das heißt sich weggeworfen, nicht herabgelassen!

Friz. (zupft sich mit bedeutender Mine an der Nase und sieht sie an) Mamsell!

Luise. (mit Naserümpfen) Hm, ich versteh ihn wohl! (wirft sich in die Brust) Aber mit mir ist das was andres!

Friz. (lacht laut auf) Ha, ha, ha! Weiß sie denn, wer sie ist? — Sie ist Kammerjungfer, und ich Kammerdiener. Wenn wir uns wiegen sollten. —

Luise. So würde er freylich schwerer seyn, er hat starke Knochen!

Friz. O, Bauernstolz ist auch nicht leicht! (es klingelt; beyde ab.)

3.

Zimmer des Geheimderaths.

Geheimderath. Friz.

Geheimderath. Ich habe dich heute an meine Frau abgetreten, Friz, was sie dir sagen wird, thu du.

Friz. O, der Herr Geheimderath sind zu gütig! (wird feuerroth) Ich wollte sagen, der Herr Geheimderath wären –

Geheimderath. Sag du, was du willst, es wird allemal dumm herumkommen. Du kannst gehn!

Friz. (vor der Thür) Ich grosser, dummer Dummkopf! Bald verschnappt! Herr Jesus, ich wäre des Todes gewesen, wenn er gefragt hätte, wie ich das meinte!

Luise. (kömmt gesprungen) Er soll seinen Herrn fragen, ob es noch dabey bliebe,

daß er sie in den Thiergarten begleiten sollte. —

Friz. (roth über und über) Ach, frag sie ihn selbst!

Luise. (mit sichtbarer Freude) Nein, nein! Ich getraue mich nicht zu ihm.

Friz. Nu, ich will ihr die Thür aufmachen. Luischen, ich kann wirklich nicht zu ihm gehen.

Luise. Warum denn, närrischer Mensch?

Friz. (stottert) Weil — weil — weil ich erst bey ihm gewesen bin.

Luise. Nun, so will ich gehn! Mach auf. (sie geht hinein)

Geheimderath. Sieh da, was bringst du, Luischen?

Luise. (roth) Die Frau Geheimderäthin laßen den Herrn Geheimderath fragen, ob

ob es noch dabey bliebe, daß Fritze mit in den Thiergarten fahren sollte? Es würde noch eine kleine Gesellschaft dabey seyn, und Frizen könnten die Frau Geheimderäthin gut brauchen. —

Geheimderath. (die Finger unter ihrem Kinne) Ja, es bleibt dabey! (sie will fort) Nun, Luischen? (hält sie)

Luise. (leise) Lassen Sie mich, gnädiger Herr, Frize steht draußen.

Geheimderath. Nur hurtig ein paar Worte, Kleine! Wie wirst du denn den Abend zubringen? Doch nicht allein?

Luise. Die Frau Geheimderäthin haben mir erlaubt, bis zehen Uhr zu meiner Schwester zu gehen.

Geheimderath. Den Besuch mußt du aufschieben! Komm du zu mir bis zehn Uhr!

Luise. Ach nein, gnädiger Herr, die

Köchin und das Hausmädchen passen auf alle meine Schritte und Tritte. Ach und wenn es die gnädige Frau erführe! —

Geheimderath. Du kannst dich ja her schleichen, ohne daß sie es merken.

Luise. Ach nein, gnädiger Herr!

Geheimderath. Furchtsames Ding! Nun höre! Geh du um neun Uhr in den Thiergarten; rechter Hand in der zweyten Allee, will ich dich treffen.

Luise. Sie wollen mich nur aufziehn, gnädiger Herr!

Geheimderath. Wenn ich ein Wort sage, Luischen! — Du weißt doch —

Luise. Aber die gnädige Frau ist auch im Thiergarten!

Geheimderath. Das ist sie nicht.

Luise. Aber sie hat es doch gesagt!

Geheimderath. Eben, weil sie es gesagt hat — Und sollte sie auch da seyn, so ist sie bey dem Hofjäger. Genug, du bist da, und ich treffe dich, wo ich gesagt habe. (sie geht)

(vor der Thür)

Frize. (zu Luisen) Das hat lange gedauert.

Luise. (ohne ihn anzusehn, springt davon) Ja, es hat lange gedauert!

4.

Abend. Thiergarten.

Die Geheimderäthin. Friz (hilft ihr aus der Kutsche.)

Geheimderäthin. (zum Kutscher) Fahre er zu den Zeltern, da will ich ihn treffen. (der Kutscher fährt zu) Wir gehn hier herum, Friz. Ob wir unser altes Plätzchen wohl wieder finden werden?

Friz. O, und wenn es um Mitternacht wäre!

Geheimderäthin. Es muß dir also dort sehr wohl gefallen haben!

Friz. (zärtlich) Ey, was sollte es nicht? (sie reicht ihm lächelnd den Arm)

(Von der andern Seite)

Der Geheimderath. Luise.

Geheimderath. Nun, Luischen? Du bist nicht recht munter! Warte! (Umarmung und Kuß) Wird dir nun besser?

Luise. Ach, mir zittern alle Glieder! Wenn nur nicht die gnädige Frau —

Geheimderath. Furchtsames Ding! Das ist deine ewige Klage! Ich will dir auf einmal alle Furcht benehmen — wir suchen uns ein Plätzchen hier im Gebüsche! (sie gehn hinein) Hieher wird sie doch nicht auch kommen sollen? (sie setzen sich; der Geheimderath

rath umschlingt Luisen; Geräusch von der andern Seite.) Halt dich still, Luischen! (Die Geheimderäthin und Fritz kommen.) Keinen Laut! Sie können uns nicht sehn!

Geheimderäthin. Mich deucht, damals waren wir auf jener Seite!

Luise. (Mit lautem Angstgeschrey) Lieber Himmel, die gnädige Frau! (läuft davon)

Geheimderath. Ums Himmelswillen, bleib!

Friz. Barmherziger Gott, die Stimme des gnädigen Herrn! (reißt sich los, und rennt)

Geheimderath. (springt auf) Wer da?

Geheimderäthin. Sind Sie's? (sie kommen sich näher, und stehn eine Weile stumm ohne sich anzusehn; die deutsche Sprache erstirbt ihnen auf den Lippen.)

Geheimderath. He bien, Madame?

Geheimderäthin. He bien, Monsieur?

Geheimderath. Nous ſerion donc ſeuls?

Geheimderäthin. Helas, Monſieur!

Geheimderath. Helas, Madame!

IV.

Anekdote von Boissy.

LB Coburg

IV.

Anekdote von Boissy.

Ich glaube, daß es in unsern Zeiten nicht undienlich seyn kann, folgende Geschichte einmal wieder zu erzählen und ins Gedächtniß zurückzubringen. Unsere jungen Leute haben in allen ernsthaften Studien ein Haar gefunden, und laufen den Musen in die Arme, um mit Wonnegefühl zu verhungern.

Boissy, der Verfasser verschiedener Theaterstücke, die mit Beyfall aufgenommen wurden, hatte das Schicksal aller, welche sich den Musenkünsten ausschliessend ergeben. Er arbeitete und arbeitete unermüdet; dafür hatte er Ruhm, aber kein Brod. Er schmachtete mit Frau und Kind in der drückendsten Armuth.

Aber

Aber so niederschlagend auch seine Lage war, verlor er doch nichts von jenem Stolze, der den großen und kleinen Genien so eigen ist: er konnte nicht wimmern und sich zu den Füssen eines Mäcenas winden. Er hatte Freunde, die ihn wohl unterstützt hätten; aber sie erfuhren seine ware Lage nie, oder hatten nicht freundschaftlichen Ungestüm genug, ihm Hülfe aufzudringen.

Boissy erlag seinem Elende und seiner Verzweiflung. Der nächste Weg, sich auf einmal allen Drangsalen zu entreissen, schien ihm der Tod. Er mahlte sich ihn als Freund, als Befreyer und Erretter, und gewann ihn lieb. Seine zärtliche Gattin, die des Lebens eben so müde war, hörte theilnehmend zu, wenn er von Befreyung aus diesem Kerker, und von lachenden Aussichten in die Zukunft mit allem dichterischen Feuer schwärmte, und beschloß endlich, seine Gefährtin im Tode zu werden. Aber unmöglich konnten sie ihren fünfjährigen geliebten

Sohn

Sohn in der Welt des Elends und Jammers zurücklassen; er sollte die Reise in eine andere und bessere mit ihnen und an ihrer Hand thun.

Sie waren fest entschlossen zu sterben. Aber welche Todesart sollten sie wählen? Sie griffen zur schrecklichsten — zum Verhungern; und so erwarteten sie in ihrem einsamen verlaßnen Zimmer, den Tod, in seiner fürchterlichsten Gestalt. Ihr Entschluß, ihre Standhaftigkeit waren unerschütterlich.

Sie verschlossen ihr Zimmer und fiengen an zu fasten. Wenn jemand kam und pochte so flohen sie zitternd in die Kammer, und waren immerfort in Besorgniß, daß ihr Vorhaben entdeckt werden möchte. Ihr kleiner Sohn, der noch nicht gelernt hatte, seine Eßlust mit erkünstelten Gründen zu stillen, wimmerte je zuweilen, und verlang-

te weinend noch Brod; aber sie fanden immer Mittel ihn zu beruhigen.

Einem von Boissy's Freunden kam es sonderbar vor, daß er ihn nie zu Hause fand. Anfangs glaubte er, die Familie wäre ausgezogen; da man ihm aber das Gegentheil versicherte, ward er unruhiger. Er fand sich in einem Tage mehreremal ein: immer niemand zu Hause! Endlich ließ er die Thür sprengen — o, welch ein Anblick!

Er sahe seinen Freund mit Gattin und Sohn auf Einem Bette liegen, bleich und entstellt, kaum fähig einen Laut von sich zu geben. Der Knabe lag in der Mitte, und Gatte und Gattin hielten sich innig umschlungen. Der Knabe streckte seine Aermchen schmachtend dem Retter entgegen, und sein erstes Wort war — Brod! Es war schon der dritte Tag, daß nichts über seine Zunge gegangen war.

Gatte und Gattin lagen in einem betäub-

ten Hinsterben! sie hörten nicht mehr, daß ihr Zimmer aufgesprengt ward, fühlten die Umarmungen ihres gerührten Freundes nicht mehr. Ihr gebrochenes Auge war auf den Knaben geheftet, und ihr ganzes von Mitleid durchdrungenes Herz lag in dem Blicke, womit sie ihn zuletzt angesehen hatten und sterbend immer noch ansahen.

Ihr Freund machte schleunige Anstalt zur Rettung; aber es gelang ihm nicht ohne große Mühe. Sie glaubten schon alle Mühseligkeiten der Welt im Rücken zu haben, und wurden plötzlich aufgeschreckt und gezwungen in dieselbe zurückzutreten! Sie überliessen sich Empfindungs- und Gedankenlos allen Versuchen, die man machte um sie ins Leben zurückzurufen. Endlich wählte ihr Freund das würksamste Mittel. Er nahm den Knaben aus ihren Armen, und weckte dadurch den letzten Funken väterlicher und mütterlicher Zärtlichkeit. Man gab dem Kinde zu essen: in der einen Hand hielt es

sein Brod, mit der andern rüttelte es Vater und Mutter wechselsweise, und sein Angstgeschrey weckte sie endlich aus ihrem Todesschlummer. Es schien auf einmal neue Liebe zum Leben in ihrem Herzen zu erwachen, als sie sahen, daß ihr Kind das Lager und ihre Umarmungen verlassen hatte. Die Natur that ihre Pflicht. Ihr Freund verschafte ihnen stärkende Brühen, die er ihnen mit möglichster Behutsamkeit einflößte, und verlies sie nicht eher, als bis alle Spuren des wiederkehrenden Lebens da waren. So wurden sie gerettet.

Diese Begebenheit machte Aufsehen in **Paris**, und kam auch vor die **Marquise von Pompadour**. **Boissy's** traurige Lage rührte sie. Vorläufig sandte sie ihm hundert Luisd'or, und bald darauf verschafte sie ihm die einträgliche Stelle eines Controleur du Mercure de France nebst einer Pension für Gattin und Kind, wenn sie ihn überlebten.

V.

Geschichte meiner Hypochondrie.

Ein Beytrag

zur Seelen-Naturkunde.

V.

Geschichte meiner Hypochondrie.

Ein Beytrag zur Seelen-Naturkunde.

Man wird bey meiner Krankheitsgeschichte wechselsweise lachen und zittern, und oft wird man nicht wissen, zu welchem von beyden man sich in der Eil entschliessen soll. So wahr ist es, daß die ernsthafteste Sache ihre lächerlichen Seiten hat, und daß das Auge, welches Thränen der Wehmuth vergießt, auch voll Wasser steht, wenn sein Besitzer nicht weiß wie er sein übermäßiges Lachen los werden soll.

In den Wintermonaten des Jahres 1784. hatte ich eine litterarische Arbeit unter den Händen, die ihrer Natur nach rasch hintereinander gefördert werden mußte. Ich

lag über dieser Arbeit mit einer Anstrengung und Hartnäckigkeit, die mir kaum erlaubte, Mittags und Abends in aller Eile zu essen. Zum Unglück war der Gegenstand trocken, und konnte der Seele keine eigentliche Abwechselung gewähren. Das ewige Sitzen, das anhaltende Wühlen unter meinen Quellen und Hülfsmitteln, die angestrengte Aufmerksamkeit, die einem so natürlich ist, wenn man seinen Gegenstand bis auf den innersten Grund durchschauen will, alles, gab seinen reichlichen Beytrag, um meine Seele zu schwächen.

Mein Körper, der überhaupt nicht von starkem Stoffe war, hielt sich dennoch einen ganzen Monat, bey dem Mangel aller Bewegung, bey vorübergehenden Unverdaulichkeiten, die eben daher entstanden, unerschütterlich. Aber in der Mitte des zweyten Monats fühlte ich ein Drücken unter der Herzgrube, eine Lähmung in den Schenkeln,

keln, periodischen Kopfschmerz, starkes Zittern der Hände und Trockenheit der Zunge. Um letztere zu tilgen, trank ich des Morgens lange Koffee, und nach Tische, Breihan, der schon an sich, wie alles Getränke das aus Waitzen gebrauet wird, stark schleimen soll. Je mehr ich trank, desto trockener ward meine Zunge; das Drücken nahm mit jeder Mahlzeit zu, der Kopfschmerz ward anhaltender, die Lähmung meiner Glieder artete oft in ein förmliches Einschläfern aus, und das Zittern meiner Hände ward mit jedem Tage heftiger.

Bey der unseligen Beharrlichkeit in meiner Arbeit, fühlte ich das alles nicht in dem Grade, als wenn ich minder beschäftiget gewesen wäre. Meine Freunde versicherten mir bey jedem Besuche, ich würde zusehends blässer und schwächer, sie redeten mir zu, mir Bewegung zu machen, und droheten mir mit allen den Uebeln, die nach der Zeit

über mich zusammenschlugen; aber ich hörte sie nicht, ich achtete ihre Warnungen nicht, ich arbeitete fort, und schloß mich ein, wenn ich Besuch von ihnen vermuthete.

Dies trieb ich noch acht Tage so, und das Uebel rückte nun immer näher. Wenn der Tisch knackte, an welchem ich schrieb, fuhr ich erschrocken zusammen; wenn mein Licht hell aufflackerte, däuchte mir der Vorhang zu brennen; wenn die Uhr schlug, glaubte ich Sturm läuten zu hören; die klagende Stimme eines Betteljungen rührte mich bis zu Thränen, und wenn jemand an meine Thür pochte, erschrack ich, als wenn mir irgend eine Unglückspost bevorstünde.

Von dieser Zeit an schmeckte mir alles, was über meine Zunge gieng, bitter, mein Appetit war verschwunden; oder stellte er sich jezuweilen ein, so war er unordentlich, und sehnte sich nach abentheuerlichen Gerichten.

Zu Ende des zweyten Monats, an einem Sonntage, sitze ich des Abends um 11 Uhr noch unter meinen Büchern. Ich greife nach der Feder, finde sie nicht, ob ich sie gleich vor mir sahe. Ich richte meine Augen starr auf sie; plötzlich werden zwey aus einer; ich greiffe zu, greiffe ein paar mal nach dem Schatten und habe endlich die würkliche zwischen den Fingern. Ich will eintunken — siehe da! zwey Tintenfässer! Ich tunke und tunke — immer keine Tinte in der Feder! Endlich nehme ich die linke Hand zu Hülfe, greiffe nach dem einen Tintenfaße, mein Auge ist starr darauf gerichtet, sieht zwey Hände nach demselben greiffen, jede versichert sich eines Fasses, hebt es in die Höhe, bringt es mir näher, ich strecke die rechte Hand aus um einzutunken, sie verzwiefältigt sich, und so war alles verzwiefältigt.

Meine Seele (wenn ich in diesen Au-

genblicken eine hatte) verhielt sich leidend. Sie sah es mit einer Empfindung an, die ich mich nur in meiner Kindheit gehabt zu haben erinnere, wenn ich etwas unerwartetes sah, das aber keinen fürchterlichen, sondern halb lächerlichen, halb erstaunenswerthen Eindruck auf mich machte. Kurz sie war in dem Zustande derjenigen kindischen Unempfindlichkeit oder Dummheit, die aus Mangel an hellen Begriffen nicht weiß, was sie zu den Erscheinungen, die sich ihr darbieten, denken, und wie sie sich dieselben erklären soll. Sie erlag den Dünsten (oder was es sonst seyn mochte, das ihr Auge umnebelte) sah den Erscheinungen eine Zeitlang zu, und endlich — **lachte sie!**

Wiederum das ganze fade Lachen, welches bey Kindern die letzte Zuflucht ist, wenn sie nicht wissen, was sie zu einer Erscheinung denken sollen, die ihnen nicht fürchterlich ist.

Ich setzte das Tintenfaß hin, legte die Feder weg, streckte die rechte Hand aus; sie blieb doppelt; die linke, sie blieb doppelt; ich nahm den Schirm vom Lichte, und sahe zwey Flammen und anderdthalb Lichter, denn das eine sonderte sich allmählig von dem andern ab, so daß sie oben zwey Finger breit von einander standen, unten aber zuliefen; wollte ich nun aber recht fest den Ort besehen, wo sie zusammenliefen, und fuhr ich mit meinen Augen herunter: so trennten sich beyde augenblicklich, und liefen weiter herunter, erst wieder zusammen, und so gieng das fort, je tiefer ich mit meinen Augen herunter kam, bis zum Leuchter, der sich im Nu verzwiefältigte, als ich endlich den Punkt gefaßt zu haben glaubte, in welchem beyde Leuchter zusammenflossen.

Meine Seele lachte immer noch in obiger Dummheit fort, hatte aber doch so viel menschenseelenartiges, daß sie wußte: es

sind nicht zwey Leuchter, nicht zwey Hände, und zwey Tintenfässer, sondern nur eins, das sich auf eine komische Art verzwiefältigt. Das wußte sie, aber sie hatte nicht Kraft genug zu untersuchen, woher dies zunächst entstehen könnte, und die Ursachen, welche die Veranlassung dazu gaben, aus dem Wege zu räumen.

Es war mir schon oft vorgekommen, und ist auch bey andern Leuten ein sehr gewöhnlicher Zufall der Augen, daß sie nach einer Anstrengung, besonders bey hellem Sonnenscheine oder bey Lichte, einige Minuten alle Gegenstände doppelt, oder wenigstens mit einer Art grünlich-grauen Dunst umflossen sehen; deßhalb achtete ich diese Erscheinung nicht sonderlich, und glaubte, sie würde in wenig Augenblicken von selbst vergehen. Sonst half ich mir bey solchen Zufällen gewöhnlich damit, daß ich die Augen eine Weile fest zudrückte und langsam wieder öf-

nete; aber diesesmal half auch dieses Mittel nicht, oder vielmehr ich konnte es nicht anwenden. Denn sobald ich meine Augen zudrückte, war es mir, als läge ich in einem unermeßlichen Gewölbe. Ströme von Farben, die in ihrer Mischung den Farben des Regenbogens sehr ähnlich, aber doch überhaupt bald finsterer, bald feuriger waren als diese, wogten und webten vor meinem geschlossenen Auge, wirbelten bald zusammen, bald mit Gewalt auseinander, und arbeiteten in schrecklichen Bogen, Kugeln und Schlangengewinden in- und durcheinander, den Gewitterwolken ähnlich, wenn sie bald zusammen rollen, bald auseinander schnellen. Dieser Anblick, oder diese Empfindung, oder dieser optische Wahn, (ich weiß nicht, wie ich es nennen soll) war mir fürchterlich, und zwang mich, die Augen, nach jedem vergeblichen Versuche, von neuem aufzuthun. Endlich stand ich auf, um im Zimmer auf und ab zu gehen. Meine

ne Brust war beklemmt, und mein Herz poch=te gewaltsam. Drey Schritte vom Lichte entfernt, konnte ich es nicht mehr sehen, sondern eine hochgelb=grün=bläulich=schwarzer Dunst flirrte vor meinen Augen, und schmolz alle Gegenstände in einen Nebel zusammen, der mir bald eben so schrecklich ward, als vorhin das unermeßliche Farben=Chaos, welches vor meinen geschlossenen Augen webte, aufschwoll und zusammenfiel.

Jetzt schien meine Seele in ihre alte Rechte wieder einzutreten; wenigstens hatte sie doch soviel Kraft, auf Mittel zu sinnen, die mich aus diesem unerträglichen Zustande ziehen könnten. Ich sah aus dem Fenster; rieb mir die Augen; ging mit starken Schritten im Zimmer auf und ab; spielte mit meinem Hunde; that ein paar Sprünge, sang, gieng in mein Schlafzimmer und verhüllte den Kopf in Küssen — kurz ich mach=

te

te eine Menge Bewegungen, die zum Theil höchst possierlich waren, die aber eben durch ihre Mannigfaltigkeit bewiesen, daß sich meine Seele von neuem einiger Nervensaden bemächtigt hatte, und es nun darauf anlegte, sich aus ihrer Betäubung zu reissen. Nach und nach gelang es ihr wirklich. Der Nebel schwand allmählig vor meinen Augen. Wenn ich nahe zum Lichte trat, brannte es nur einfach! einige Schritte weiter aber brannte es doppelt, doch so, daß die Pseudo-Flamme nur ganz schwach, und gleichsam nur als ein Schatten des wahren Lichtes dicht an demselben brannte. Eine Weile darauf hatte ich auch nur noch zwey Hände, es stand nur noch ein Tintenfaß vor mir, und die Feder, die nahe bey dem Lichte lag, hatte nur noch einen ganz schwachen Nebenschatten, der ihre Form nur halb zeigte. Mein Herz ward wieder ruhiger, und das Athemholen ward mir minder beschwerlich. Doch war es mir nicht möglich, das, was

ich

ich geschrieben hatte, zu lesen, sondern der Bogen lag in einer weißlich grauen Masse vor mir, und schien an allen vier Seiten, wenn ich meine Blicke auf seine Mitten richtete, wie verbrannt, oder (wie soll ich sagen?) wie verflosset und verblasset mit den andern Gegenständen, die ihn umgaben.

Von dem was ich kurz vor dieser Art von Seelenzerrüttung gedacht und geschrieben hatte, wußte ich nichts. Ich sah die Bücher, die um mich lagen, mit kaltem, starren Blicke an, nahm eins nach dem andern in die Hand, blätterte darinn — kein Gedanke wollte kommen! Und in diesem Augenblicke (so schien es fast) muß ich zwey Seelen gehabt haben, wie vorhin vier Hände. Die eine stand in banger Erwartung, was aus diesem Zustande werden sollte; sie drängte und trieb, um sich aus selbigem zu reissen; sie war es sich bewußt, daß sie ehedem, wenn sie ihre Aufmerksamkeit auf

Bücher gerichtet hatte, etwas dabey hatte denken können; sie wollte auch jezt denken: es war mir, als wenn ich eine innerliche Stimme hörte, die ewig rief: Frisch! denk doch nach! Nun was steht im Buche? Diese Stimme rief; und wem rief sie das? Doch wohl einer andern, die sie zur Thätigkeit ermuntern wollte? Sie selbst dachte ja, handelte ja, bestrebte sich ja, um zu denken, warum sollte sie es nicht gethan haben?

Unbegreiflich, unbegreiflich! und immer unbegreiflicher, je tiefer ich darüber nachdenke! Kein Lichtstrahl fällt in die Finsterniß, die alle Untersuchungen dieser Art umgiebt! Die Seele wird irre, wenn sie über sich selbst nachdenkt, so irre, als wenn sie über die vollkommenste Seele, von der sie ein Ausfluß ist, nachdenken will! Beyde sind in diesem Falle einerley Natur und Wesens, freylich nur so, wie sich Sonnen-

strahl zur Sonne verhält. Ihr könnt unermeßliche Magazine von dem sammeln, was die Seele hat, aber wie sie es that, warum sie es that, mit was vor Kräften sie es that? — Wendet Eure Blicke, Ihr seht vergebens und seht euch blind!

Dieser Zufall hätte mich aufmerksam machen sollen. Aber nein! denn ich suchte ihn mir damit zu erklären, daß ich mitten unter dem Nachdenken eine Weile, ohne es zu wissen, in die Lichtflamme gesehen, und dadurch meinen Augen eben den Schaden gethan, als wenn ich in die Sonne gesehen hätte. Ich legte mich beruhigt nieder, hatte aber die ganze Nacht hindurch bald schreckliche bald lächerliche Träume.

Ich lebte noch acht Tage nach meiner alten Weise fort. Meine Aengstlichkeit, oder Schüchternheit nahm mit jedem Tage zu. Der unbedeutendste äusserliche Zufall durchschüt-

schütterte mein ganzes Nervensystem in dem Grade, daß ich starr sitzen blieb, und keinen Athem hatte. Nach und nach entspannen sich gewiße, peinigende Gedanken in mir, deren ich mich ganze Tage und Nächte hindurch nicht erwehren konnte. Einmal träumte mir: ich hätte mir den Kopf zerstossen, daß er blutete — und den ganzen darauf folgenden Tag, gieng ich mit geducktem Kopfe umher, und hütete mich ängstlich, der Wand oder dem Ofen zu nahe zu kommen. Ein andermal bildete ich mir ein, ich wäre von Herzen krank, und würde sterben, wenn ich mich nicht augenblicklich zu Bette legte. Ich ließ mir ein großes Tuch um den Kopf binden, ließ mich von zwey Personen (damit alles in gehöriger Form geschähe) auf die ich mich kraftloß stützte, zum Bette führen, fiel matt und kopfhängend hinein, und ächzte mit einer Andacht, als wenn mir der Todesengel schon zu Häupten stände.

Bey dieser Gelegenheit erwachte abermals ein zweytes inneres Ich, und sagte deutlich: **Du bist ja nicht krank!** aber ein anderes erwiederte: **Ach ich bin von Herzen krank!**

Dergleichen Grillen, welche meine kranke Seele ausheckte, um meine gesunde Seele damit zu peinigen, beschäftigten und quälten mich von Tag zu Tage immer mehr und mehr. Ich muß unter tausenden noch einer erwähnen, die höchst lächerlich und schrecklich ist: ich war tintenscheu, wie ein von einem wüthigen Hunde Gebissener waßerscheu wird. Ich weiß nicht, ob ich es aus dem Vorrathe der Kenntniße, den meine Seele ehedem besaß, zurückbehalten, oder ob ich es von einem meiner Freunde, der mich während meiner Krankheit besucht, gehört hatte, daß man die Tinte, um sie recht zu schwärzen, mit Vitriol absiede, und daß eben dieser Vitriol ein Gift sey, welches

der

der Gesundheit schädlich werden könne. Genug, ich bildete diesen Gedanken nach meiner damaligen Art aus (d. i. ich verhunzte ihn, denn ich schnitt ihm Kopf und Schwanz ab) ging in alle die gefährlichen Abentheuer zurück, die ich mit der Tinte schon bestanden hatte, und erinnerte mich sehr deutlich, daß ich als Bube, da ich noch schreiben lernte, meine Feder mit der Zunge zu säubern gewohnt war — urplötzlich ging mir über die Ursache meiner jetzigen Krankheit ein helles Licht auf! Die Tinte war es, die Tinte! Ich war, (denke man sich meinen Schrecken in seiner ganzen Größe,) ich war tödtlich vergiftet. — Vergiftet, schrie ich, vergiftet! vergiftet! und dieser Gedanke packte mich um Mitternacht. Aus dem Bette springen, zur Kammer hinaus, und meinen Wärter, der mir entgegen kam, zu Boden rennen, zur Thür und aus dem Fenster hinausrufen und schreyen: ich bin vergiftet! alles dieses war das Werk eines Augenblicks, dessen schreck-

liche Erinnerung jetzt noch, da ich dieses schreibe, einen Fieberfrost durch die innersten meiner Adern und Nerven jagt.

Angstvoll und bebend strecke ich dem Arzte, den man in der Eil hatte holen lassen, meine Hände entgegen. Auf meiner Stirne stand dicker Angstschweiß. Meine Zunge lag mir wie Bley im Munde, und meine Brust, die von den gewaltsamen Schlägen meines Herzens zu springen drohete, war wie mit Ketten um und um zusammengeschnürt. Mein Freund der Arzt begriff meinen Zustand nicht, und wußte nicht zu rathen noch zu helfen. Von mir vernahm er nichts als das Wort: Tinte! Tinte! indem ich mit dem Finger auf die Zunge deutete. Einer der Umstehenden glaubte endlich, ich verlangte Tinte und reichte mir in Angst und Eile ein großes bleyernes Tintengefäß. Ich raßte bey diesem Anblick. Mit einer Wuth, die mich sinnlos machte, sprang

ich

ich auf, riß und schleuderte alles, was mich halten wollte, auf die Seite und zu Boden, und hielt mir, als ich die Hände frey hatte, den Mund fest zu, um zu verhindern, daß man mir nicht Tinte zu trinken gäbe! Alles, was mich umgab, hielt ich für Giftmischer; alle meine Glieder schlotterten, wie vom Körper abgesondert, und aus ihren Gelenken getrieben; vor meinen Augen wogte eine schwarze Wolke nach der andern vorüber; alle meine Sinne wurden in dicke Nacht begraben; und mein ganzes Wesen löste sich auf und zerfiel gleichsam Stück für Stück in eine Fühllosigkeit, die sich zu einer starken Ohnmacht vergrösserte, deren Vorgefühl ich nur noch einmal, so lange ich lebe, und zwar in dem letzten Augenblicke meiner Existenz, zu erdulden fürchten darf.

Zwey Stunden lag ich in diesem Todesschlafe, wie man mir nachher gesagt hat,

und alle Mittel, meine erstorbenen Sinne zu erwecken, blieben vergebens. Endlich erwachte ich matt und sprachlos, kaum fähig, das kleinste Glied meines Körpers zu rühren, aber von allen abentheuerlichen Grillen völlig befreyet. Mit dieser Ohnmacht begann aber auch meine Genesung. Die schreckliche Revolution, die meinen Geist, wie meinen Körper, zu zerstören drohte, schien durch ihre Gewaltsamkeit die dücksten Säfte verdünnt, in Bewegung gebracht, und von neuem zum Kreislauf geschickt gemacht zu haben. Auch zeigte sich eine Menge anderer Spuren einer totalen Krisis (als übermäßiger Schweiß, Nasenbluten, Diarrhee und dergl.) die eine Besserung hoffen ließen, und mir selbst und meinem Arzte alle Furcht des Todes benahmen.

Aber beynahe hätte meine eigene unnatürliche Eßlust, und die Unvorsichtigkeit meiner

meiner Angehörigen, die sie wider das Verbot meines Arztes, befriedigten, alles wieder vernichtet, was meine Natur durch sich selbst so theuern Kaufs, zu ihrer Genesung gearbeitet hatte. Gefüllter Kohlrabi war von jeher mein Leibgericht gewesen und immer hatte man mirs, während der ganzen Krankheit, verweigert. Diesesmal drangen meine Bitten durch. Man brachte mir diese Speise, die an sich schon gesunde Magen zu belästigen pflegt; ich aß mit einem kaum zu stillenden Heißhunger das ganze Gericht, und war unzufrieden, daß die Portion nicht reichlicher ausgefallen war. Diese Speise und dieser Appetit hätten mir Hals und Leben kosten, und eine Stelle an der Kirchhofsmauer neben zwey andern Selbstmördern in meiner Vaterstadt verschaffen können. Hier ist der Verlauf.

Ich war nach der Mahlzeit heiter und vergnügt, theils weil ich mich besser fühlte,

theils weil ich das Glück gehabt hatte meinen Magen mit der Speise der Speisen zu überladen. Um meine Heiterkeit zu vermehren, brachte man einen kleinen Knaben von vier Jahren, den Sohn eines meiner Freunde, auf mein Zimmer, weil man wußte, daß ich mich gern mit ihm beschäftigt, und mich an seiner kindischen Naivität immer vergnügt hatte. Auch heute machte er mir sehr viel Vergnügen. Unter andern fiel er einmal, als er sich nach einem Spielwerke bücken wollte, kräftig auf die Nase. Ich vermuthete einen lauten Schrey, und lief, um ihm aufzuhelfen; aber noch ehe ich kam, stand er schon auf den Füssen, lachte mich mit blutender Nase und mit Thränen in den Augen an, zeigte auf den Fleck, wo er gefallen war, und rief mit einer gewaltigen Anstrengung, die seinen Schmerz unterdrücken sollte: bauz, da lag er!

Man merke sich die blutende Nase und

den Ausruf des heroischen Knaben! Sie haben mir das Leben gerettet!

Die Umstände bey dem Falle, die, bis auf den kleinsten, höchstcomisch waren, thaten solch eine gewaltige Wirkung auf mich, daß ich in meinem ganzen Leben so übermäßig, so ausschweifend, gelacht zu haben, mich nicht erinnere. Auch diesen Umstand merke man sich. Er verbreitet ein helles Licht über diejenige Eigenschaft der Seele, nach welcher in ihr jede gewaltige Empfindung, Anstrengung und Erschütterung, gleichsam zu einer Saite wird, die sich innig in ihr Wesen verwebt, und nur immer, aber unausbleiblich, von eben der Empfindung, Anstrengung oder Erschütterung, die ihr das Daseyn gab, wiederum berührt, und zum Ansprechen vermocht werden kann. Solch eine Saite ward durch den lächerlichen Fall, und durch das drolligte Benehmen des Buben, das mich

zu einem höchstgewaltsamen Lachen gleich- sam hinriß, in meiner Seele aufgezogen, und daß sie bey einer ähnlichen Gelegenheit ansprach, rettete mich vom Tode und von der Hypochondrie.

Gegen Abend spürte ich schon die Fol- gen meiner Unmäßigkeit. Ich hatte eine Zeitlang starkes Kopfweh, und darauf Drü- cken im Unterleibe. Ich legte mich nieder und schlief, oder vielmehr ich schlief nicht, sondern brütete in einer verstandlosen Be- täubung hin, die ein Heer von fürchterli- chen, oder lächerlichen, oder abentheuerli- chen Bildern und Gruppen meinen umnebel- ten Augen vorbey führte. Eine ängstliche Beklemmung, die aus dem Bestreben ent- stand, mich von jenen schrecklichen Bildern loszureissen, und die durch die Verzweiflung, daß ich es nicht vermochte, auf den höchst- möglichsten Punkt der empfindlichsten Quaal getrieben ward — diese Beklemmung brach-

te

te mich einer förmlichen Verrückung und Verstandlosigkeit sehr nahe. Während meine aufgeregte Phantasie gewaltsam arbeitete, erlosch der lezte Strahl des Verstandes, und plötzlich schoß es mir vor die Ohren, wie ein starker Windstoß, und darauf folgte ein Zischen und Prasseln, wie von einem gewaltigen Feuer, auf welches sich ein Wolkenbruch stürzt, das aber, durch einen schrecklichen Sturm und durch eigene Kraft unterstützt wider das Wasser kämpft, und tobt, und aufschlägt und sprühet! — Ich glaubte, mein Bette brennte!

In dieser Angst (was sage ich Angst?) in dieser Empfindung, für die keine Sprache ein Wort, kein Mensch einen Sinn hat, der sie nicht selbst gehabt hat, springe ich, durch und durch in Todesschweiß gebadet, aus dem Bette, reisse die Fenster meines Schlafzimmes auf, steige mit dem einen

Fusse

Füsse voran, und bin schon im Begriff den andern nachzuziehen, und mich hinunterzustürzen, als ich einen plötzlichen gewaltsamen Stoß durch mein ganzes Wesen fühle, langsam aus dem Fenster ins Zimmer zurück steige, hinab sehe, und in einer Empfindung, die ich nicht beschreiben kann, ganz gelassen ausrufe: bautz, da lag er! Ein Gelächter, das fast eben so gewaltsam war, als jenes, folgte diesem Ausrufe, und lockte meinen Wärter herbey, dem ich kraftlos in die Arme sank. Er trug mich in mein Bette, und ich schlief von da an recht ruhig bis an den hellen Tag.

Diese Erscheinung, die unbegreiflich scheinen könnte, aber doch sehr natürlich ist, klärt sich durch folgende Umstände auf: Ich sprang durch und durch glühend aus dem Bette, lief mit bloßen Füssen durch das kalte Zimmer zum Fenster, und setzte mich in den Schnee, der auf den Fenstergesimsen lag.

Die-

Dieses Extrem war das Gegengift eines an-
dern Extrems! Tod oder lindernde Kri-
sis mußte hier erfolgen. Ferner: der plötz-
liche Stoß, deßen ich vorhin erwähnte, war
ein wirklicher Stoß, der das empfindlichste,
nervenreichste meiner Glieder, meine Nase,
traf (denn sie hatte stark geblutet, und war
am andern Morgen blau und sehr geschwol-
len) und durch seine Gewalt eine nicht min-
der starke Empörung in den feinern Theilen
meines Körperbaues bewirkte. Dieser
Stoß mußte mich wiederum entweder tödten,
oder mir den Verstand zurückgeben! Letzte-
res geschah, und ein Blutstropfen, der auf
meine Hand fiel, oder der Schmerz an der
Nase, mußte meiner Seele nothwendig das
Bild des kleinen heldenmüthigen Buben zu-
führen, weil es erst noch vor wenig Stun-
den so stark auf sie gewirkt hatte, und weil
dem Körper, dem sie zugehörte, in eben die-
sen Augenblicken etwas ganz ähnliches wi-
derfahren war. Meine eigene blutende Na-

se

se erinnerte mich also im Nu an die blutende fremde, und diese verlebendigte ihr Bild mit allen davon abhangenden Bildern, Begriffen und Empfindungen, und mußte also den Effekt, den sie schon einmal in meiner Seele bewirkt hatte, nothwendig von neuem bewirken. Ich brach den Hals nicht, und ward gesund.

Zeit, Diät, Bewegung und Reisen haben mir nach und nach meine Gesundheit zurück gegeben. Den Buben mit dem blutenden Näschen, habe ich mir zu meiner lebenslänglichen Erinnerung mahlen lassen.

S—z.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schulz, Friedrich

Kleine prosaische Schriften

Bd.: 1

1788

Coburg, Landesbibliothek -- D II 8/46/1/2)
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940492-0